Schneiders Bühnenführer

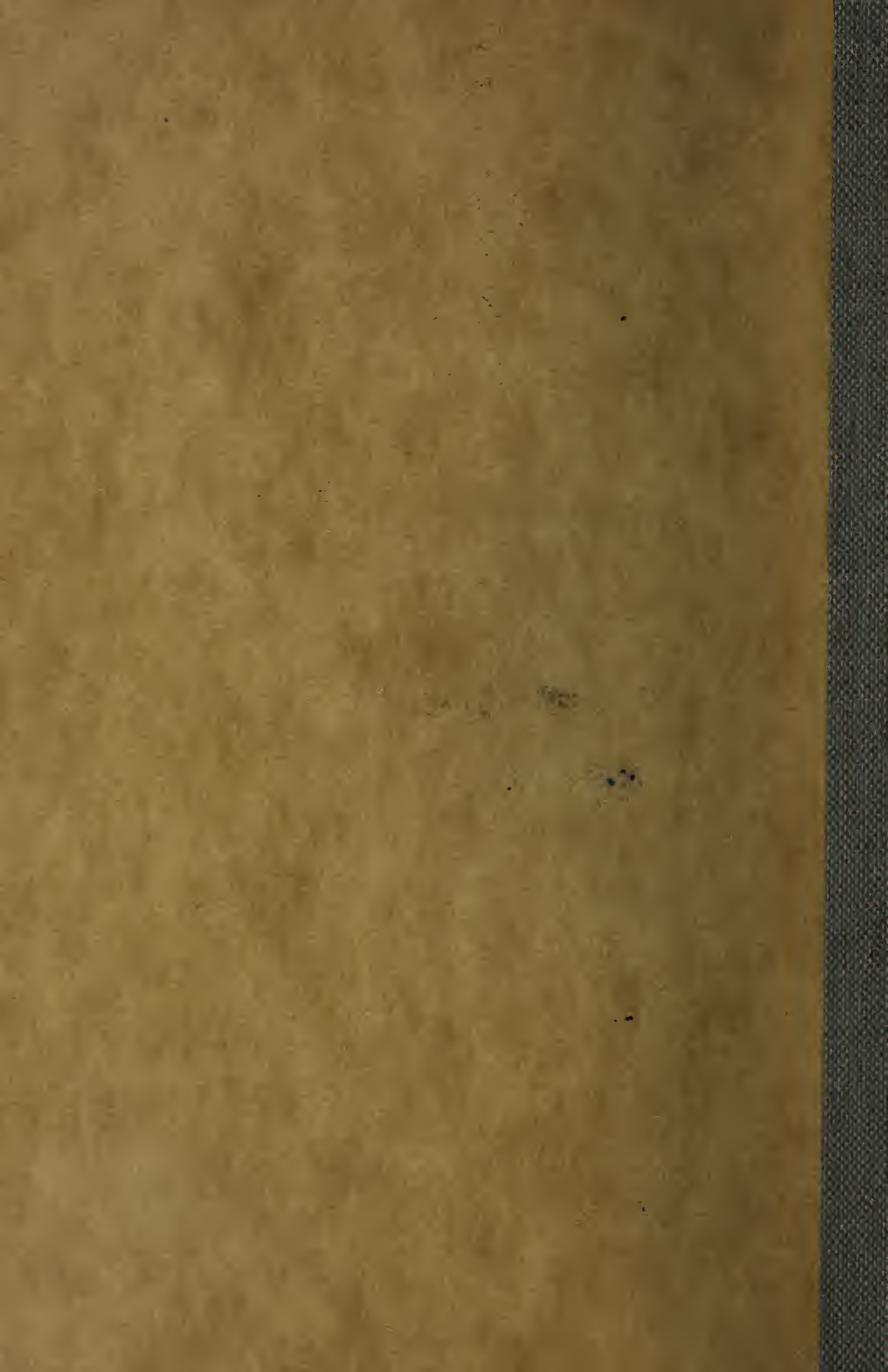
Julius Bab

v. Kleist

und seine 8 besten Bühnenwerke

Die Familie Schroffenstein
Robert Guiskard
Der zerbrochene Krug
Amphytrion
Pentesilea
Käthchen von Heilbronn
Die Hermannsschlacht
Prinz von Homburg

Franz Schneider Verlag · Berlin u. Leipzig





Druck von Emil Herrmann senior, Leipzig.

Schneiders Bühnenführer

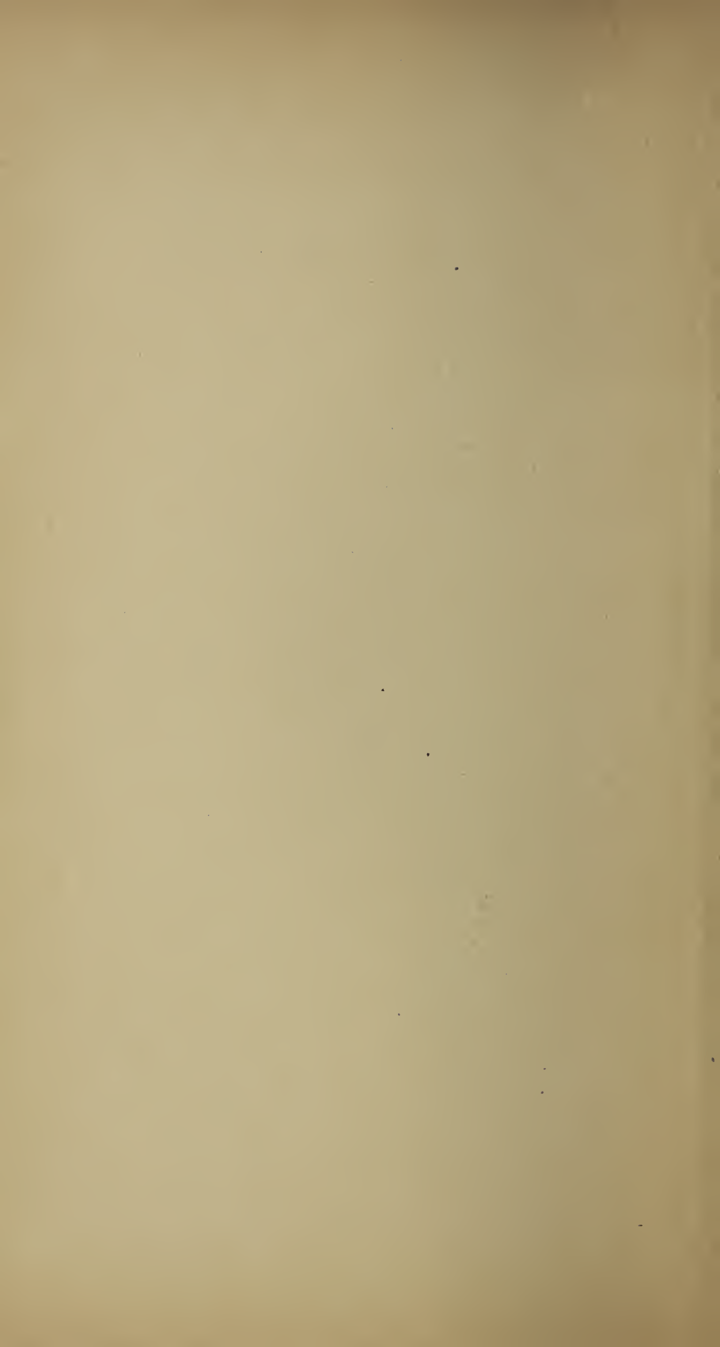
Heinrich von Kleist

und seine Bühnenwerke

Eine Einführung von Julius Bab

Die Familie Schroffenstein * Robert Guiskard * Der zerbrochene Krug * Amphitryon * Penthesilea * Das Käthchen von Heilbronn * Die Hermannsschlacht * Prinz Friedrich von Homburg

Franz Schneider Verlag, Berlin SW 11,
Leipzig, Bern und Wien



Heinrich von Kleist

Am 18. Oktober 1777 wurde Berndt Wilhelm Heinrich von Kleist zu Frankfurt a/Oder geboren, wo sein Vater als Kompaniechef stand. Er stammte aus einer pommerisch-märkischen Adelsfamilie, die seit Jahrhunderten im Dienste des Preußischen Staates stand, Soldaten und Beamte. Diese Abstammung gibt ihm die eine der beiden großen Gewalten ins Blut, die sein Schicksal entscheiden werden. Es ist nicht nur Anteil am Staat und patriotische Leidenschaft, es ist der Sinn für persönliche Haltung, für energische Zucht, für feste Form, für Leistung und Verwirklichung, den er hier erbt, und der in diesem Leben immer wieder bestimmende Macht erhalten soll. Daneben aber erwacht nun im einmal einzigen Wesen dieser Persönlichkeit der grenzenlose Sinn eines Schwärmers, eine Dichterseele, die sich in maßloser Leidenschaft dem romantischen Gefühl zuneigt, das alles Wirkliche übersteigen, das Unendliche in der Nacht des Todes umarmen möchte. — Der junge Heinrich wird zunächst Soldat, wie alle Kleists und macht dann in dem Jahre 1793 und 94 auch die Feldzüge der Verbündeten gegen Frankreich mit. Aber 1799 nimmt der Leutnant seinen Abschied. Er fühlte den Drang, der geistigen Ausbildung seiner Persönlichkeit zu leben, er hatte schon als Offizier in Potsdam sich mannigfachen Studien hingegeben, fand es nun aber nötig, den militärischen Zwang ganz abzustreifen. In Frankfurt, das damals noch Universitätsstadt ist, wird er Student, aber nicht, wie es den Begriffen der Familie immer noch für möglich erschienen

wäre, der Rechts- und Staatswissenschaften, die zu einem Amt führen; Naturwissenschaften, Philosophie, schöne Künste sind es, die ihn vor allem beschäftigen. Indessen verlobt er sich mit Wilhelmine von Zenge und geht im Sommer 1800 doch nach Berlin, um eine Staatsstellung, die wohl Grundlage für eine Ehe werden sollte, zu suchen. — Da trat die erste jener rätselhaften Verfinsterungen ein, die nun in gewissen Abständen sich in Kleists Leben stets wiederholen werden und, mit Epochen klarster, vorwärtsstrebender Arbeit wechselnd, den einzigartigen Rhythmus dieser Biographie ausmachen. Auf Monate verschwindet Kleist in Begleitung seines Freundes Brockes aus seinem bisherigen Lebenskreise. Die Reise führt ihn nach Würzburg, wo er vielleicht für ein körperliches Leiden Heilung sucht. Jedenfalls aber kehrt er auch als ein innerlich ganz Gewandelter zurück. Nun scheint er fest entschlossen, lediglich noch der Ausbildung seines inneren Menschen zu leben. Der werdende Künstler kündigt sich in einer tiefen Unruhe des Menschen an. Die Wissenschaften befriedigen ihn nicht mehr, und die neue Philosophie Kants, die er damals kennen lernt, und die er nur in ihrer verneinenden Hälfte (die Unbeweisbarkeit aller überirdischen Ideen betreffend) erfaßt, stürzt ihn fast in Verzweiflung. Auf einer Reise hofft er Befreiung zu finden, und mit seiner Lieblingsschwester Ulrike reist er durch viele Orte Deutschlands nach Paris. Auch dort kommt er nicht zum Frieden. Er verspinnt sich in Ideen, als ein Bauer auf dem Lande zu leben, und löst, als ihm Wilhelmine in diesen Phantasien nicht zu folgen vermag, auch seine Verlobung auf. Nach Ulrikens Heimreise geht Kleist in die Schweiz, von dem Maler Lohse begleitet. Dort lebt er in einem Kreise junger Literaten,

unter denen sich ein Sohn des berühmten alten Weimaraners Wieland befindet. Er wohnt auf einer Insel im Thuner See und wird nun ganz zum Dichter. Die schon früher begonnene „Familie Schroffenstein" wird vollendet. Ein neues großes Werk, von dem er sich das Höchste verspricht, „Robert Guiskard", wird begonnen. Eigene Krankheit und politische Unruhen in der Schweiz lassen Kleist dann wieder aufbrechen. Er geht nun zu dem Vater seines Freundes, dem alten gütigen Wieland, der ihn auf seinem Gute Oßmannstädt bei Weimar liebevoll aufnimmt und von den mitgeteilten Stücken aus „Robert Guiskard" ganz begeistert ist. Kleist, der hier bei Wielands jüngster Tochter Luise auch Liebe findet, scheint einem klaren, glücklich aufstrebenden Lebenstage entgegenzugehen.

Aber abermals verdunkelt sich sein Leben. Nachdem die treue Ulrike (wie sie schon nach der Schweiz ihm zu Hilfe gekommen war) ihn noch einmal von materiellen Sorgen befreit hatte, fuhr er mit dem Freunde Ernst v. Pfuhl nach Paris. Aber hier erfaßt ihn eine tiefe Verzweiflung. Der Glaube an sein Talent bricht plötzlich zusammen. Er verbrennt den Guiskard und trennt sich von dem Freunde, er will in französische Kriegsdienste treten, er denkt an Selbstmord. Schließlich finden wir ihn schwerkrank bei einem Arzt in Mainz wieder. — Im Sommer 1804 taucht Kleist in Berlin wieder auf. Durch die Vermittlung einflußreicher Freunde, vor allem durch die ihm zugetane Frau eines Vetters, Marie v. Kleist, erhält er eine kleine Monatspension von der Königin Luise und im Frühling 1805 ein bescheidenes Amt in Königsberg, der ostpreußischen Hauptstadt. Hier, wo Kleist einen geselligen Kreis von Bildung, unter anderm seine ehemalige Braut Wilhelmine, als Frau

des Philosophieprofessors Krug, antraf, blüht seine Dichter-
kraft mächtig auf. Der schon in der Schweiz geplante
„Zerbrochene Krug", die nach Molière entworfene Ko-
mödie „Amphytrion" entstehen, die „Penthesilea" wird ent-
worfen.

Da bricht zum drittenmal dunkle Verwirrung über sein
Leben herein. Napoleon hat in der Schlacht bei Jena und
Auerstädt die preußische Armee vernichtet und ist in Berlin
eingezogen. Die letzten Reste der preußischen Macht sam-
meln sich in Ostpreußen. Kleist aber bricht im Anfang des
Jahres 1807 rätselhafterweise mit ein paar Kameraden von
Königsberg nach Berlin auf. Er reist mitten unter die
Feinde und wird natürlich als Spion verhaftet. Eine Zeit-
lang sitzt er als Gefangener auf Fort Joux bei Besançon.
Später lebt er in Chalons-sur-Marne und ein halbes Jahr
dauert es, bis er, hauptsächlich durch die Anstrengungen der
unermüdlich treuen Ulrike, befreit wird. — Nun schlägt er
seinen Sitz in Dresden auf, wo inzwischen der sehr regsame
Literat Adam Müller als Kleistens erstes Buch den „Amphy-
trion" mit einem begeisterten Vorwort herausgegeben hat.
Hier fand Kleist einen reichen Kreis strebsamer Geister. Das
Körnersche Haus, das in Schillers Leben eine so wichtige
Rolle gespielt hatte, bot auch hier einen Mittelpunkt. Auch
der große Maler Kaspar David Friedrich gehört zu den
Freunden. Mit Adam Müller begründet Kleist die Zeit-
schrift „Phöbus", für die er in einem leidenschaftlichen Briefe
Goethes Mitarbeit erbittet und in der die „Penthesilea"
zuerst erscheint. Hier, von den Freunden anerkannt, ja ge-
feiert und gerühmt, vollendete Kleist sein „Käthchen von
Heilbronn" und scheint überhaupt ganz in klarem, glück-
bringt, und die bald darauf Jeronimus mit harten Worten

Zerfall des Deutschen Reiches, bedrückt sein Gemüt und hallt grollend wider in der „Hermannsschlacht", deren Entstehung gleichfalls noch in diese Dresdener Zeit fällt.

Da erhebt sich im Frühjahr 1809 Österreich zum Kampf gegen Napoleon. Und plötzlich verläßt Kleist wieder den Schauplatz seines klaren Lebens und Wirkens. Mit dem jungen Dahlmann (der später als Historiker und Politiker berühmt werden sollte) wandert er auf den österreichischen Kriegsschauplatz. Aber nachdem die Niederlage von Wagram alle Hoffnung genommen hat, irrt er umher, wir wissen nicht, wo. Lange Zeit gilt er für verschollen, ja tot.

Ein fünftes Mal kehrt er gleichsam ins Leben zurück. Im Februar 1810 ist er in Berlin. Er verkehrt im Kreise der jungen Romantiker, der Arnim, Brentano, Fouqué, er unterhält auch Beziehungen zu dem jetzt aus der ostpreußischen Verbannung wieder zurückgekehrten Hofe und huldigt am 10. März 1810 der Königin Luise zum Geburtstag mit einem sehr schönen Sonett. Jetzt gibt Kleist die Bände seiner Erzählungen heraus und vollendet sein dramatisches Meisterwerk „Prinz Friedrich von Homburg". Seine äußere Existenz aber stützt er auf die Herausgabe der „Berliner Abendblätter", ein Blatt, das fünfmal in der Woche erschien und politische und geistige Interessen vertrat. Aber die Zeitung gerät in Konflikt mit der Regierung und geht ein.

Und damit beginnt die letzte und endgültige Verfinsterung des Kleistschen Lebens. Rein materielle Not und politische Verzweiflung, vollkommener Zerfall mit der Familie, in der selbst die getreuste Ulrike den Glauben an den immer erfolglosen Bruder verloren zu haben schien, literarische Enttäuschung, all das wirkte zusammen, um den weltflüchti-

gen, den Tod umschwärmenden Instinkten, die immer in Kleists Blut mit dem Form- und Schaffungstrieb seiner preußischen Ahnen gerungen hatten, endgültig die Oberhand zu geben. Er findet die Gesellschaft einer Frau Henriette Vogel, die, selber krank und nicht glücklich, bereit ist, mit ihm aus dem Leben zu gehen. An dieser Gemeinschaft steigerte er sich zu einem letzten übersinnlichen Rausch. Am 20. November 1811 fährt er mit der Freundin hinaus nach dem Wannsee und erschießt sie und sich.

*

Diese Lebensgeschichte, die in so merkwürdigem Wechsel zwischen hellem Auftrieb und dunkler Verwirrung abläuft, ist vollkommenes Sinnbild von Kleists innerem Menschentum, wie es sein ganzes Werk, vor allem sein Drama, dichterisch ausgeprägt hat. Durch das schwärmende Gefühl, das alle Formen verwischt, alle Unterschiede lockert, ja alles Irdische zugunsten einer erträumten überirdischen Schönheit vernichtet, steht Kleist den Freunden und literarischen Zeitgenossen, den Romantikern, nahe. Aber durch die Leidenschaft, mit der etwas in ihm immer wieder gegen die Verwirrung ankämpft und zu klarer Form, irdisch sicherem Handeln hinringt, ist er allein unter den Romantikern ein Gestalter, ein Menschenschöpfer, ein dramatischer Dichter geworden. — „Sich verwirren" und „Sich fassen", das sind die beiden Lieblingsworte seiner Sprache, die fast in jeder großen Szene seines Dramas wiederkehren. Und den Menschen darzustellen, der gegen Verwirrung ankämpft und Fassung sucht, das ist inhaltlich stets sein Thema: an der Herzenstreue der Alkmene scheitert selbst die verwirrende Götterkunst des Zeus, — bei dem

Versuch, die grimmige Wirklichkeit zu verwirren, wird der Richter Adam aufs komischste gefaßt. — Der allzu starre Stolz der Penthesilea zerbricht in der Verwirrung der Liebe, während das Käthchen mit unverwirrbarer Treue durch alle Prüfungen zum Ziele ihres Wesens findet. Hermann aber, der harte, listig kühne Herr aller Wirklichkeiten, triumphiert durch die Unverwirrbarkeit seines Gefühls, und schließlich durchläuft der Prinz von Homburg die Lebensschule, die aus einem eitlen Träumer durch verwirrenden Todesschrecken einen heldisch gefaßten Mann wachsen läßt.

Solche Kämpfe zu gestalten, hat Kleistens Seele die dramatische Sprache Shakespeares zu ganz besonderem Klange umgebildet: der wirbelnde, in Splittern und Fetzen die Sätze einherjagende Dialog ist bei ihm ebenso häufig wie die gewaltige, über viele Zeilen hinrollende, von mächtigen Bildern getragene Periode. Die Not verwirrter, den Aufstieg königlich gefaßter Seelen zwingt er so unserm Gefühl mit unwiderstehlicher Kraft auf. Im Kampf um ein neues, nach allen Zweifeln wieder gläubiges — an die Kraft, die Schönheit, den Beruf der Persönlichkeit glaubendes — Menschentum haben die Deutschen kaum einen besseren Führer — zum mindesten nicht auf der Bühne — als diesen ihren zartesten und stärksten, leidenschaftlichsten Dramatiker Heinrich von Kleist.



Die Familie Schroffenstein

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen

Personen:

Rupert, Graf von Schroffenstein, aus dem Hause Rossitz.
Eustache, seine Gemahlin.
Ottokar, ihr Sohn.
Johann, Ruperts natürlicher Sohn.
Sylvius, Graf von Schroffenstein, aus dem Hause Warwand.
Sylvester, sein Sohn, regierender Graf.
Gertrude, Sylvesters Gemahlin, Stiefschwester der Eustache.
Agnes, ihre Tochter.
Jeronimus von Schroffenstein, aus dem Hause Wyk.
Aldöbern, Santing, Fintenring – Vasallen Ruperts.
Theistiner, Vasall Sylvesters.
Ursula, eine Totengräberwitwe.
Barnabe, ihre Tochter.
Eine Kammerjungfer der Eustache. Ein Kirchenvogt.
Ein Gärtner. Zwei Wanderer. Ritter. Geistliche.
Hofgesinde.

Das Stück spielt in Schwaben.

Zwischen den verwandten Häusern der Familie Schroffenstein auf Rossitz und Warwand herrscht Mißtrauen und Feindschaft. Ein unglückseliger Erbvertrag, der jedem der Häuser für den Fall der Erbenlosigkeit den Besitz des andern zusichert, ist die letzte Ursache. Als nun Rupert von Rossitz eines Tages seinen jungen Sohn Peter tot findet und neben ihm zwei Männer aus Warwand, die er in seinem wilden Zorn sogleich niederschlägt, da glaubt er unbedingt, Sylvester von Schroffenstein auf Warwand habe seinen Sohn ermorden lassen. In der Gruftkapelle seines Schlosses läßt er all die Seinigen furchtbare Rache schwören. Jeronimus aus einer dritten Linie des Hauses Schroffenstein vernimmt staunend, was hier geschehen ist; er war eigentlich dem Warwand zugetan und wollte um Agnes, die Tochter Sylvesters, freien. Aber nun glaubt auch er an jener Schuld und folgt dem Herold Ruperts, um auch seinerseits dem Hause Warwand die Freundschaft aufzusagen. Ottokar, Ruperts Sohn, hat indessen mit seinem Halbbruder Johann ein Gespräch, aus dem hervorgeht, daß ein wunderschönes Mädchen, das sie beide nacheinander im Walde kennen und lieben lernten, Agnes, die Schroffensteinerin aus Warwand ist.

Indessen schleicht Haß und Mißtrauen auch auf Warwand um. Auch dort ist vor einiger Zeit ein junger Sohn gestorben und Sylvesters Frau nährt ein Gerücht von Vergiftung. Sylvester selbst aber kämpft gegen das Mißtrauen, „diese schwarze Sucht der Seele". Er will gerecht sein um jeden Preis. Um so furchtbarer trifft ihn die schreckliche Anschuldigung, die der Herold aus Rossitz überbringt, und die bald darauf Jeronimus mit harten Worten

wiederholt. Er fällt in Ohnmacht. — Ehe er zu sich kommt, haben Sylvesters empörte Vasallen schon den Herold gesteinigt und auch Jeronimus bedroht. Der ist nun aber von der edlen Haltung Sylvesters, der immer noch Verständigung und Aussöhnung will, so bewegt, daß er in seinem Verdacht wieder irre wird.

Inzwischen hat Agnes, wie schon oft, sich mit Ottokar im Gebirge getroffen. Aber ehe es noch zu einer vollen Aussprache zwischen ihnen kommt, erschreckt sie die Erscheinung Johanns. Agnes eilt hinweg und Johann rast gegen Ottokar in Eifersucht. Vergebens sucht der ihn zu beruhigen; Johann stürzt davon. Er eilt dem Mädchen nach, vor den Toren Warwands erreicht er sie, er hält sie fest, er reicht ihr einen Dolch, will von ihrer Hand sterben; sie fällt vor Entsetzen in Ohnmacht. Da kommt Jeronimus hinzu. Er glaubt natürlich an einen Mordversuch Johanns und verwundet ihn. Die Eltern und Diener erscheinen und sind über diesen scheinbar neuen Mordanschlag des Hauses Rossitz alle aufs tiefste empört. Nur Sylvester zweifelt immer noch, will immer noch die Unschuld der andern für möglich halten und bittet Jeronimus als Vermittler zu Rupert zu gehen.

Einer Abrede gemäß haben sich Ottokar und Agnes wieder im Walde getroffen. Da Ottokar bekennt, daß er aus Rossitz ist, und daß Johann sein Freund sei, glaubt sie, auch er wolle sie töten und trinkt das Wasser, das er ihr reicht, mit Todesentschluß. Als sie ihren Irrtum erkennt, ist sie tief beschämt und nun, von der Kraft seiner Liebe beflügelt, beschließt Ottokar, noch einmal dem Grund des Unheils nachzuforschen: an der Leiche seines jungen Bruders fehlen die beiden kleinen Finger. Er will nachforschen

am Ort, wo man ihn auffand, um so vielleicht die wahre Todesursache zu entdecken und den Frieden der Häuser anzubahnen.

Inzwischen aber hat das Unheil furchtbare Fortschritte gemacht. Rupert ist durch den Tod seines Herolds und die Verwundung Johanns zu äußerster Wut gereizt. Er läßt Jeronimus, der in vermittelnder Absicht zu ihm kommt, von seinen Leuten umbringen, ohne, trotz allen Flehens seiner Frau, einen Finger zu seiner Rettung zu rühren. Da er nach der Tat zur Reue gestimmt scheint, so verrät seine Gattin ihm, was sie vorher von Jeronimus erfahren hat: daß Agnes und Ottokar sich lieben und im Gebirge treffen. Sie hofft, ihn dadurch zur Versöhnung zu stimmen. Aber in dem ganz von grimmiger Wut erfüllten Rupert weckt das nur einen neuen Racheplan. Er hinterläßt einen geheimen Befehl und entfernt sich schnell mit einem seiner Vasallen. — Auch Sylvester ist auf die Nachricht von der Untat gegen Jeronimus nun ganz von Zorn entflammt. Er beschließt, mit seinen Leuten zu einem Überfall gegen Schloß Rossitz aufzubrechen.

Inzwischen hat Ottokar mit seinen Nachforschungen Erfolg gehabt. Er hat in einer Hütte die Enkelin eines alten Weibes gesprochen, die eben einen Zaubertrank mit jenem abgeschnittenen Kinderfinger herstellen will; und von ihr erfährt er, daß man die Leiche des Knaben im Wildbach ertrunken gefunden habe und daß die Männer aus Warwand später nur zufällig hinzugekommen seien, um auch einen kleinen Finger aus Aberglauben abzulösen. Glücklich über diese Entdeckung, die alles aufhellen soll, sendet Ottokar sogleich das Mädchen mit Botschaft an Agnes, um sie in eine Höhle im Gebirge zu bestellen. Er selbst eilt

nach Haus. Aber dort nimmt man ihn auf Befehl des Vaters gefangen und führt ihn in einen Turm. Wie er aber von der Mutter erfährt, daß der Vater mit böser Absicht gegen Agnes in den Wald gegangen ist, springt er aus dem hohen Fenster des Turms, um zu ihr zu eilen und sie zu retten. — Agnes ist von dem Mädchen in die Höhle geleitet worden. Aber schon auf dem Hinweg hat Rupert die Botin getroffen und ausgehorcht und umstreicht nun mit seinem Begleiter die Höhle. Ottokar kommt zwar noch rechtzeitig zu ihr, aber er merkt die Gefahr und mit einer Rede voll Liebe und List bewegt er sie, mit ihm die Kleider zu tauschen. Wie Rupert nun eindringt, läßt er die verkleidete Agnes unbehelligt heraus, ersticht aber den eigenen Sohn, den er für das Mädchen hält. Inzwischen aber ist Sylvester mit seinen Leuten unterwegs gegen Rossitz auch auf die Stelle gekommen. Agnes flüchtet in die Höhle zurück und stürzt an Ottokars Leiche nieder. Wie Sylvester nun eindringt, hält er sie in Ottokars Kleidern für den Mörder der Agnes, und so tötet auch er sein eigenes Kind. Inzwischen wird auch Rupert gefangen herbeigebracht, auch die beiden Gattinnen kommen, von der Angst um ihre Kinder getrieben und erfüllen die Höhle mit Wehklagen. Schließlich kommt auch Sylvesters alter blinder Vater, von dem wahnsinnig gewordenen Johann geleitet, und erst der Blinde erkennt die furchtbare Verwechslung, die hier vorliegt, daß jeder der beiden Väter in Wahrheit sein eigenes Kind umgebracht hat. — Zum Schluß erscheint auch noch die Alte mit dem abgeschnittenen Kindesfinger und macht so klar, aus welchem schrecklichen Irrtum das ganze Unheil erwachsen ist.

Die Familie Schroffenstein ist die ungemein typische Anfängerarbeit eines großen Genies. Sie ist in vieler Beziehung so unselbständig, daß nicht nur viele szenische Verbindungen, sondern auch ganz sprachliche Wendungen, beinahe wörtlich von Schiller, von Lessing, von Shakespeare herübergenommen worden sind. Sie ist im Sprachlichen noch so unfertig, daß kümmerliche Trivialitäten und erstaunliche Schwerfälligkeiten immer wieder den Schwung der Verse unterbrechen. Sie ist vor allem in der Führung der Handlung unglaublich ungeschickt, häuft die unwahrscheinlichsten Zufälle und gelangt schließlich nur durch den puren Unsinn jener Verkleidungsszene zu dem möglichst schrecklichen Ausgang. — Aber bei alledem spürt man schon hundertfach den Genius Kleists. Die edle, bedenkenvolle Art Sylvesters, der gegen die verwirrenden Stimmen ringsum aus tiefster Kraft eine reine Haltung zu wahren trachtet, ist schon aus dem innersten Wesen des Dichters, und sie ist nicht weniger stark gestaltet als die gefährliche, starre Wut des brutalen Rupert. Auch in den Liebesszenen ist schon manche zarte Schönheit, in den andern Dialogen manch kühnes Bild, manch merkwürdig erspähter realistischer Zug, wie sie nur von Kleist sein können. Das Ganze ist leider noch nicht gesammelt, um die Aufrollung eines großen Charakterproblems in dem sich das innerste Leben Kleists voll entfalten könnte; eine äußerlich theatralische und gerade deshalb dauernder literarischer Anlehnungen bedürftige, mühsam erfundene Handlung hält das Ganze zusammen. Aber einzelne Teile dieses unhaltbaren Ganzen sind doch schon so köstlich, daß es niemand im Gesamtbilde Kleists entbehren möchte.

Robert Guiskard,
Herzog der Normänner

Personen:

Robert Guiskard, Herzog der Normänner.
Robert, sein Sohn } Normännerprinzen.
Abälard, sein Neffe } Normännerprinzen.
Cäcilia, Herzogin der Normänner, Guiskards Gemahlin.
Helena, verwitwete Kaiserin von Griechenland, Guiskards Tochter und Verlobte Abälards.
Ein Greis } der Normänner.
Ein Ausschuß von Kriegern } der Normänner.
Das Volk } der Normänner.

Szene: Zypressen vor einem Hügel, auf welchem das Zelt Guiskards steht, im Lager der Normänner vor Konstantinopel. Es brennen auf dem Vorplatz einige Feuer, welche von Zeit zu Zeit mit Weihrauch und andern starkduftenden Kräutern genährt werden. Im Hintergrund die Flotte.

Der kühne und listenreiche Herzog der Normänner, der erfolgreiche Eroberer Robert Guiskard, belagert mit seinen Heerscharen Konstantinopel, die Kaiserstadt. — Das Volk ist in unruhigster Bewegung, denn die Pest wütet im Lager, und man will einen Ausschuß zu Guiskard senden, damit er den Rückzug befehle. Da dringt unter die Aufgeregten ein neues, schreckliches Gerücht: der Herzog selber sei von der Krankheit ergriffen: man hat gesehen, wie der Arzt plötzlich nachts zu seinem Zelte geholt wurde. — Aus dem Zelt des Herrschers war zunächst seine Tochter Helena getreten und hatte die Sprecher des Volkes warten geheißen. Nun tritt Robert, des Herzogs Sohn, hervor und gleichzeitig Abälard, sein Neffe — der Sohn eines älteren Bruders, dem also eigentlich statt des Guiskard die Krone gebührte. Zwischen beiden herrscht Eifersucht. Robert spricht stolz und hochfahrend zum Volk, aber Abälard voll einschmeichelnder Gewandtheit. Er gibt den Gerüchten von Guiskards Krankheit neue Nahrung, erzählt aber zugleich, daß der Herzog, durch Verräter in der Stadt ermutigt, einen Hauptsturm auf Konstantinopel plant. Die Beunruhigung des Volkes ist aufs höchste gestiegen. Aber da öffnet sich das Zelt, und, von den Seinen umgeben, tritt Robert Guiskard selbst hervor. Mit überlegenem Lächeln beruhigt er die Abgesandten, die von ihrer Furcht um seine Gesundheit sprechen. Unerschütterlich scheint seine Kraft und Zuversicht, — und trotzdem sehen wir ihn plötzlich schwanken. Seine Tochter muß eine große Heerpauke heranziehen, damit er sich niederlassen kann, aber rasch ist er wieder gesammelt und befiehlt nun dem Greise, zu sprechen, der die

Abgesandten des Volkes führt. Der bittet um die Rückkehr nach Italien.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Hier bricht das kleistische Fragment ab, und wir haben nur eine sehr unsichere Vorstellung, in welcher Weise die hier angelegten Konflikte als dramatische Handlung fortgeführt werden sollten. Aber so viel ist sicher: das schon in der Skizze so deutliche Bild eines Mannes, der dreifacher Gefahr: dem Feind im Feld, der Intrige im eigenen Haus und der Krankheit im eigenen Leibe mit gewaltigster Entschlossenheit Trotz bietet bis zuletzt, dies Bild sollte in gewaltigster Ausführung in der Mitte stehen. Es ist der immer wieder erneute Grundtypus des kleistischen Menschen, einer Seele, die sich aus tiefster Verwirrung heraus zu fassen weiß. — Kleist träumte davon, mit diesem Werk, das er leider im umnachteten Zustand vernichtet und von dem er nur später aus dem Gedächtnis diese eine Szene wiederhergestellt hat, den Stil der Griechen und Shakespeares zu vereinen. In dem Chor des Anfangs und mancher etwas künstlich feierlichen Wendung sonst ist von dieser Absicht wohl etwas zu spüren. In der Hauptsache aber hat sich in diesen Reden schon der ganz eigene, durchaus kleistische Stil voll verwirrender Bewegtheit und mächtig gestaltender Kraft entwickelt. Und das gibt diesem kleinen Fragment einen so großen Reiz, daß man es trotz seiner handlungsmäßigen Geringfügigkeit wiederholt mit großem Eindruck auf die Bühne zu bringen vermochte.



Der zerbrochene Krug

Ein Lustspiel

Personen:

Walter, Gerichtsrat.
Adam, Dorfrichter.
Licht, Schreiber.
Frau Marthe Rull.
Eve, ihre Tochter.
Veit Tümpel, ein Bauer.
Ruprecht, sein Sohn.
Frau Brigitte.
Ein Bedienter, Büttel, Mägde usw.

Die Handlung spielt in einem niederländischen Dorfe bei Utrecht.

In einem kleinen niederländischen Städtchen erscheinen vor dem Dorfrichter Adam Frau Marthe Rull, deren Tochter Eve und ihr Bräutigam Ruprecht. Frau Marthe will Klage führen über einen ihr sehr teuren Krug, auf dem die sämtlichen Ereignisse der niederländischen Geschichte abgemalt waren, der eine schwere Feuersbrunst glücklich überstanden hatte. Nun aber in der vergangenen Nacht ist er zerbrochen worden. Gerade da, wo die „gesamten niederländischen Provinzen dem spanischen Philipp übergeben werden", hat er ein Loch! Und unter welchen Umständen geschah das! Er stand bei dem Mädchen in der Stube, da kam der Bräutigam, ergriff bei ihrem, Frau Marthes Nahen die Flucht und zerbrach den Krug.

Wer ist der Täter? — Schon in der ersten Szene, noch ehe die Klage zu seinem Ohr gekommen ist, erfahren wir aus dem Zustand, den der Richter hat, wer der Täter war. Er, Herr Adam, ein Mann mit einem Klumpfuß und einer Glatze, der wahrlich keinem Mädchen gefährlich werden kann, wollte die Ev in ihrer Kammer besuchen. Um aber hereingelassen zu werden, muß er die frechsten Listen gebrauchen. Er hat der Eve eingeredet, ihr Bräutigam sei für die Konskription zum Heeresdienst in dem todbringenden Batavia ausersehen. Nun kommt er heimlich, um ihr ein Attest für Ruprecht, ein erlogenes Krankheitszeugnis auszufertigen und verlangt für diesen Dienst seinen schändlichen Lohn, mißbraucht also des Mädchens Herzensangst. Ruprecht, der ein Abendstündchen mit der Eve verplaudern will, findet den Eindringling, jagt den Unerkannten mit schweren Hieben in die Flucht und der Hinkende entkommt. Aber wie! Auch seine Perücke verliert er im Rennen. Dem

Schreiber Licht erzählt er Märchen über seinen Unfall beim Verlassen des Bettes, von seinem Kampf mit dem Ofen, wo er hingeschlagen sei: „just wo ein Ziegenbock die Nase an der Ecke vorgestreckt". In die Perücke hat die Katze gejungt! Auch ein Traumgesicht erzählt er:

„Mir träumt, es hätt' ein Kläger mich ergriffen,
und schleppte vor den Richtstuhl mich; und ich,
ich säße gleichwohl auf dem Richtstuhl dort,
und schält' und hunzt' und schlingelt' mich herunter,
Und judiziert' den Hals ins Eisen mir."

Bald soll der Traum in Erfüllung gehen. Der Gerichtsrat Walter kommt zur Revision und gerade am Gerichtstag, an dem Tag, an dem Frau Rull wegen des Kruges Klage führen will! So ist Adam rettungslos verstrickt. Doch leicht gibt er das Spiel nicht verloren. Immer wieder findet er neue Auswege. Erst sucht er sich in die Gewalt zu retten, indem er, ohne erst viel zu untersuchen, den Ruprecht verurteilt. Aber Walter paßt auf, und guckt ihm auf die Finger. Adam hat die Gelegenheit, seine fabelhafte Fähigkeit zu lügen, die wir schon in der Unterredung mit dem Schreiber Licht bewundern konnten, zur Entfaltung zu bringen. Er tut's nicht mit einer kleinen, armen Ausflucht, seine Lügen können sich sehen lassen, er streichelt sie, sie wachsen ihm unter den Händen zu kleinen Kunstwerken. Schon beim dritten Satz glaubt er sie selbst. Die Katze hat nicht nur in seiner Perücke Junge gekriegt, nein:

„So wahr ich lebe,
fünf Junge, gelb und schwarz und eins ist weiß.
Die schwarzen will ich in der Vecht ersäufen.
Was soll man machen? Wollt ihr eine haben?

Und als ihm die Muhme Brigitte die im Spalier vor Eves Haus gefundene Perücke anbringt:

> Hier die Perück', ihr Herren, ist die meine!
> Das ist, Blitzelement, die nämliche, die ich dem Burschen
> vor acht Tagen gab,
> nach Utrecht sie zu Meister Mehl zu bringen.

Wie glücklich ist er, als sich herausstellt, daß Ruprecht nicht ihn, sondern den Schuster Leberecht im Verdacht hat, der Missetäter zu sein. Da wird aus dem „Schlingel, dem verfluchten Hund" plötzlich ein „lieber Sohn" und dem „Herzensevchen" jagt er mit „Donnerwetter" das zu erwartende Geständnis von den Lippen fort. Frau Marthe ist fest der Meinung, Ruprecht sei der Krugzerbrecher, denn wenn es ein anderer wäre, ist ihrer Tochter Ehre zerstört. Deshalb dringt sie in Eve, Ruprecht anzugeben. Und Eve kann zwar Adam nicht anschuldigen, weil sie Angst vor seiner Rache hat, aber den Verdacht auf Ruprecht sitzen lassen kann sie auch nicht. Deshalb sagt sie ehrlich dem Gerichtsrat, hier walte noch ein Geheimnis, das sie zurzeit nicht zu enthüllen vermöge. Bei Walter ist der Verdacht gegen Adam immer mehr gestiegen. Zunächst wunderte er sich nur über dessen eigenartige Prozeßführung und versuchte ihn zu belehren. Aber Adam kämpft mit Heldenmut weiter. Auch als Brigittens Perückenfund ihn ganz zu erdrosseln droht, ergibt er sich nicht. Brigitte hat mit dem Schreiber Licht auch im Schnee eine merkwürdige Spur vor dem Fenster gefunden, da sie jedoch eine abergläubische Seele ist, verbirgt sich für sie unter der Gestalt mit Glatze und Klumpfuß und Gestank der leibhaftige Teufel. Auch das sucht Adam zu nützen:

„Jedoch den Teufel hat, soviel ich weiß,
kein Atheist noch bündig wegbewiesen.
Ich trage darauf an,
bevor wir ein Konklusum fassen,
im Haag bei der Synode anzufragen
ob das Gericht befugt ist, anzunehmen,
daß Beelzebub den Krug zerbrochen hat!"

Aber die Spur im Schnee und der nicht ausreichend unter dem Tisch versteckte Klumpfuß zeugen gegen ihn. Alle Wege sind ihm nun versperrt. Trotz Walters Ermahnung, zu Ende zu kommen, sucht er noch einmal die Situation für sich durch ein sinnlos unhaltbares Urteil gegen Ruprecht zu retten: er verdammt ihn zu Halseisen und Gefängnis. Das ist zu viel für Eve und Furcht und Empörung lösen ihr die Zunge: Er selber, der Herr Richter war's! Da gibt er es auf. Mit einem „Verzeiht, ihr Herrn!" läuft er weg, fort aus der Stube, fort über Berg und Tal . . . „als flöh er Rad und Galgen". — Frau Marthe aber will dem Krug noch in Utrecht in der großen Session am Dienstag oder Freitag sein Recht holen!

Der große Einakter vom „Zerbrochenen Krug" gilt mit Recht als die stärkste, die vorbildliche deutsche Komödie. Hier ist eine im Grunde gefährlich-ernste Sache: der Mißbrauch richterlicher Gewalt durch einen Kerl, der selber der Täter ist, — hier ist ein sehr bedeutsames Thema zu tiefster Heiterkeit gewendet durch den Frohsinn, die unstörbare Zuversicht, die von Anbeginn aus jeder Zeile dieser wirbelnden, springenden, rollenden, phantastisch beschwingten Sprache auf uns überströmen. Der Richter Adam ist und

bleibt freilich ein Lump, aber er ist zugleich in der skrupellosen und höchst phantasiebegabten Frechheit, mit der er seine Sache verteidigt, ein überaus ergötzlicher, ein beinah liebenswürdiger Lump, wie Shakespeares Falstaff. Wir können ihn nicht hassen, weil wir über ihn lachen müssen. Und sein Versuch, die Spuren der eigenen Existenz zu verwischen, jene Verwirrung zu verbreiten, vor der alle andern kleistischen Helden sonst so verzweifelt fliehen, der ist eine so im tiefsten komische Umkehrung menschlichen Selbstgefühls und aller natürlichen Ordnung, daß aufs vollkommenste ein Wort Hebbels in dieser Komödie erfüllt scheint: „Der wahre und tiefe Humor spielt so mit der Unzulänglichkeit der höchsten menschlichen Dinge wie der falsche mit den einzelnen herausgerissenen Individuen.“



Amphitryon

Ein Lustspiel nach Molière

Personen:

Jupiter, in der Gestalt des Amphitryon.
Merkur, in der Gestalt des Sosias.
Amphitryon, Feldherr der Thebaner.
Sosias, sein Diener.
Alkmene, Gemahlin des Amphitryon.
Charis, Gemahlin des Sosias.
Feldherren.

Die Szene ist in Theben vor dem Schlosse des Amphitryon.

Der königliche Feldherr der Thebaner Amphitryon steht im Felde. Nach dem Siege schickt er mit einem kostbaren Schmuck aus der Beute seinen Diener Sosias ab, um seiner Gemahlin Alkmene seine Ankunft für den nächsten Tag anzumelden. Zu nächtlicher Weile nähert sich sehr vorsichtig und ungeheuer ängstlich Sosias dem Palast und probiert an der Schwelle, wie er der Herrin effektvoll von der Schlacht berichten wird. Aber wie er sich eben in die schönste Kriegsbegeisterung hineingeredet hat, erschrickt er aufs heftigste. Aus dem Hause tritt eine Gestalt, die ihm völlig gleicht. Ein zweiter Sosias! Es ist Merkur, der Diener des Jupiter, der soeben in der Truggestalt Amphitryons in den Armen Alkmenes weilt. Der listige und lustige Götterbote setzt nun den armen Esel Sosias völlig in Verwirrung, indem er ihm durch tausend Einzelheiten, die ein Mensch schlechthin nicht wissen könnte, überzeugt, daß er, nur er (Merkur), der wahre Sosias sei. Und als der andere immerhin noch einen schüchternen Versuch macht, auf seiner Persönlichkeit zu bestehen, treibt er ihn mit Prügeln davon. — Nicht lange, so tritt Jupiter, der höchste der Götter, in Gestalt Amphitryons aus dem Hause. Alkmene hängt noch in seinen Armen und während er sich aufs zärtlichste von ihr verabschiedet, versucht er mit listigem Wort in sie ein Gefühl zu senken, das den Liebhaber, der zur Nacht bei ihr erschienen, von dem Gatten, der jetzt angeblich zum Heere zurückkehrt, unterscheidet. Er geht, und noch ganz benommen von der Gewalt seiner Liebe geht Alkmene ins Haus zurück. Merkur sieht sich allein mit Alkmenes Dienerin, Charis, die nun ihrerseits dem falschen Sosias heftige

Vorwürfe macht, denn der Götterbote hat gar keine Lust gezeigt, auch bei ihr die Rolle des Gatten zu spielen.

Sobald es Tag ist, naht der echte Ampitryon seinem Hause. Mit Schlägen treibt er den echten Sosias vor sich her, denn er hält den verwirrenden Bericht, den der von seinem nächtlichen Abenteuer erstattet, für erlogen. Da nun aber Alkmene mit ihrer Dienerin aus dem Hause tritt und, statt den Gatten froh zu begrüßen, über seine unerwartet schnelle Rückkehr erschrickt, da beginnt Amphitryon selbst sich bald genug zu verwirren. Und wie er nun das Schreckliche erfährt, daß ein anderer in seiner Gestalt bei der Gattin gewesen, da stürzt er voll Empörung und drohend davon, — denn Alkmene glaubt ihm natürlich nicht, daß er nicht am Vorabend schon dagewesen sei und nun will er das ganze Lager zum Zeugen aufrufen, daß er damals noch beim Heer geweilt hat. Nun sind der richtige Sosias und die richtige Charis allein und zwischen ihnen wiederholen sich, wenn auch in sehr viel weniger vornehmer Form die gleiche Verwirrung und das gleiche Mißverständnis. Aber die Rückkehr der Alkmene unterbricht ihr Gespräch. Sie hat im Palast den Schmuck hervorgesucht, den der scheinbare Gatte ihr in der Nacht mitbrachte und der mit einem A gezeichnet war. Jetzt aber trägt er ein J und hat sich so aus seinem Zeugnis für sie eher in eines gegen sie verwandelt. Ihre tiefe Verwirrung, die Angst, in ihrem Heiligsten betrogen zu sein, nähert sich der Verzweiflung. Da tritt Jupiter, wiederum in der Gestalt Amphitryons, zu ihr. Er sucht sie zu beruhigen, aber er sucht zugleich ihre innerste Seele für sich, für den Gott, zu gewinnen, indem er ihr als eine Ahnung nahelegt, daß ein Gott, eifersüchtig auf die ausschließliche Liebe, die sie dem Gatten widmet, in dessen

Gestalt zu ihr niedergestiegen sei. Aber vergebens sucht er ihr das Eingeständnis zu entlocken, daß sie nun den Gott mehr als den Gatten lieben würde. Alkmene kann sich auch den Himmlischen nur in Gestalt des irdisch Geliebten vorstellen: „Alles, was sich dir nahet, i st Amphitryon." So ist er, der Gott, schließlich der Betrogene, aber von der seelischen Hoheit und Reinheit dieses seines gelungensten Geschöpfes ist er so erschüttert, daß er sich fast verrät. Er scheidet mit der Verheißung, Alkmene vor allem zu verherrlichen, und befiehlt dem Sosias, die Feldherren aus dem Lager zu Gaste zu laden. Charis, die ebenso wie der wirkliche Sosias die Szene mit angehört hat, kommt auf den Gedanken, daß auch ihr Gefährte womöglich ein Gott gewesen sein könne. Aber sie wird durch seine grimmige Prosa aufs deutlichste eines andern belehrt: „Ich bin der alte, wohlbekannte Esel Sosias."

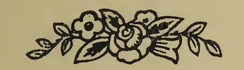
Inzwischen nähert sich Amphitryon voll Zorn und voll Sorgen wieder seinem Hause. Merkur, immer noch in Gestalt des Sosias, erscheint auf der Mauer und macht sich den Spaß, den Unglücklichen zu verhöhnen, indem er ihn ins Gesicht bestreitet, daß er Amphitryon sei und ihn über diese Frechheit seines scheinbaren Dieners ganz aus der Fassung bringt. Kaum ist er verschwunden, so kommt der echte Sosias, der auf Geheiß des Zeus die Feldherren herbeiführt. Wütend will Amphitryon ihm zu Leibe. Aber die Feldherren beschützen ihn und versichern, daß er ja bis zur Minute in ihrer Gesellschaft gewesen sei, also an den Frechheiten, über die sich Amphitryon empört, nicht schuld sein könne. Die Verwirrung steigt aufs höchste. Da tritt nun Jupiter in Gestalt Amphitryons aus dem Tor und die beiden Doppelgänger stehen zum erstenmal einander gegen-

über. Die Feldherren schwanken. Sosias aber geht sogleich von dem, der ihn eben mit Schlägen bedrohte, über zu dem andern, der zur Tafel einlädt: „Der ist der wirkliche Amphitryon, bei dem zu Mittag jetzt gegessen wird!" Auch die Feldherren neigen sich schließlich dem Jupiter zu, während Amphitryon wütend davonstürzt, um seine Freunde im Heer und im Volk aufzurufen. — Sosias aber, als er dem Gott und dem Feldherrn in den Palast folgen will, erlebt eine schmerzliche Enttäuschung, denn plötzlich ist sein Doppelgänger, Merkur, wieder da, der ihm mit Spott und mit Drohung den Weg verlegt. — Wie nun Amphitryon mit seinen Freunden zurückkommt, von denen besonders der Oberst Argatiphontidas sich hoch verschwört, den frechen Betrüger kalt zu machen, da stürzt Sosias seinem Herrn zu Füßen, durch seine Enttäuschung nun wieder ganz bekehrt, daß der andere nicht der echte sei. Die Entscheidung naht. Jupiter und Merkur kommen mit den Feldherrn aus dem Palast, und diesmal ist Alkmene an der Seite des Gottes. Da nun Volk und Feldherren angesichts der ungeheuren Ähnlichkeit der beiden Amphitryonen wieder unschlüssig werden, so wird sie, die Gattin, zum Urteil aufgerufen. In tiefster Verzweiflung über den Betrug, der offenbar mit ihr gespielt wurde, glaubt Alkmene doch den rechten Gatten an ihrer Seite zu haben und schmäht den andern als Betrüger. Da wird der echte Amphitryon fast irre an sich selbst. An der Reinheit seiner Gattin wagt auch er nicht zu zweifeln und mindestens soviel gibt er von dem andern zu, „daß er Amphitryon ihr ist". Aber nun, da der Gegner soweit überwunden, erhebt ihn der Gott wieder, er spricht: „Wohlan, du bist Amphitryon"! Und sofort richtet sich der menschliche Stolz auf: „Ich bin's!

Und wer bist du, furchtbarer Geist?" — Da offenbart sich der Gott, der allumfassende, er, der auch Amphitryon ist, weil er die ganze Welt, Menschen, Wasser, Luft und Erde ist. Jupiter scheidet, indem er dem Amphitryon als Ersatz für alles Erlittene einen Sohn verheißt, größer als alle Menschen, und Herkules wird sein Name sein. Während Alkmene erlöst in die Arme des Gatten sinkt, verabschiedet sich auch Merkur, nun in seiner wahren Gestalt, von dem Sosias, dem er so „besingungswürdige Schläge" ausgeteilt hat. Staunend und verlegen stehen die Menschen umher und ein von Schmerz und Glück durchzittertes „Ach" der Alkmene bildet den Beschluß.

Diese Komödie ist so entstanden, daß Kleist zunächst das Lustspiel Molières „Amphitryon" (1668, unter starker Benutzung eines älteren Stückes von Rotrou über den gleichen Stoff, aber doch mit hoher künstlerischer Eigenart und Freiheit geschrieben) ins Deutsche übersetzen wollte. Die ersten $1^1/_2$ Akte folgen wirklich in der Handlung und auch noch in den gröbsten Umrissen des Dialogs ziemlich genau dem Französischen, wenigstens in den komischen Szenen. In den ernsten entfernt sich die Sprache durch die wahrhaft erhabene Leidenschaft des Gottes und die tiefe Innigkeit des Tons bei Alkmene schon sehr weit von dem Vorbild. Von der Mitte des Stückes an aber geht Kleist dann auch in der Handlung seinen eigenen Weg. Denn während in Molières graziösem und frivolem höfischen Spiel Alkmene gar nicht erfährt, daß sie betrogen ist, vielmehr mit galanten Wendungen über die anfängliche Verwirrung hinweggetäuscht und alles unter den Männern ausgeglichen wird, kommt es Kleist gerade vor allem darauf an, die tiefe Ver-

wirrung und die im Grunde doch unverwirrbare Liebeskraft dieser reinen Seele darzustellen. So erfindet er den verwandelten Namenszug auf dem Schmuck, der die Frau in noch tiefere Verwirrung stürzt, und dann das anschließende Gespräch voll großartiger Kraft, in dem der Gott vergeblich Alkmene aus ihrer ganz klaren Liebe für diesen einzigen Amphitryon herauszulocken sucht. Auf diese Weise ist auch aus dem pikanten und ironischen Schluß ein pathetisch erhabener geworden. Der Gott ist nicht mehr eine Maske des großen Königs, der auf Abenteuer ausgeht, er ist wirklich die Himmel und Erde umfassende Gewalt, in der alle menschliche Verwirrung sich ausgleichen kann. Und so ist aus einem glänzenden, graziösen Stück französischen Hoftheaters eine deutsche Komödie geworden, die an die tiefsten seelischen Tiefen rührt und zum köstlichsten Besitz unserer ganzen Literatur zählt.



Pentheſilea

Ein Trauerſpiel

Perſonen:

Pentheſilea, Königin
Prothoe
Meroe
Aſteria
} Fürſtinnen
} der Amazonen.

Die Oberprieſterin der Diana.

Achilles.
Odyſſeus (Ulyſſes)
Diomedes
Antilochus
} Könige des Griechenvolks.

Griechen und Amazonen.

Szene: Schlachtfeld bei Troja.

Viele Jahre schon liegen die Griechen vor Troja, ohne die Stadt einnehmen zu können. Da wird das Herannahen eines merkwürdigen Heereszuges gemeldet; es sind Amazonen, Kriegerinnen, die hoch zu Roß von Norden heranziehen, die Königin Penthesilea führt sie. Die Griechen senden ihren klügsten und ihren stärksten Helden, Odysseus und Achilles, ihr als Gesandtschaft entgegen, in der Hoffnung, sie zur Bundesgenossin zu gewinnen. Aber die Königin läßt ihren Blick zwar bewundernd auf dem Achilles ruhen, fordert aber dann die staunenden Griechen zur Schlacht heraus. Die Trojaner glauben nun in ihr einen Bundesgenossen gefunden zu haben und wollen sich ihr nahen, aber die kriegerische Schar der Amazonen wirft sich auf Griechen und Trojaner zugleich — und die verwirrteste aller Schlachten, die Schlacht mit drei Gegnern, hebt an. Agamemnon, der Heerkönig der Griechen, sendet Antilochos mit der Botschaft, Odysseus und Achilles möchten die Schlacht abbrechen und die Griechen zurück ins Lager führen. Doch Achilles weigert sich. Durch verstellte Flucht hat er die Amazonenkönigin, die ihn, nur ihn zu verfolgen scheint, eben zu Fall gebracht, und er will aufs Feld, um ihr wieder zu begegnen. Er will nicht eher umkehren:

„Als bis ich sie zu meiner Braut gemacht,
und sie, die Stirn bekränzt mit Todeswunden,
kann durch die Straßen häuptlings mit mir schleifen."

In der gleichen rätselhaften Weise aber ist Penthesilea darauf erpicht, nur Achilles wieder zu begegnen und ihn niederzuwerfen. Selbst Prothoe, ihre liebste Freundin erregt ihren wilden Zorn, als sie vorschlägt, mit dem erreich-

ten Erfolg die Schlacht für beendet zu halten. Sie sucht aufs neue den Achilles, und sie will ihn „mir überwinden oder leben nicht."

Aber bald erhalten die zurückgebliebenen Priesterinnen und Mädchen der Amazonen schreckliche Botschaft: Achilles und Penthesilea sind im Feld zusammengestoßen, und die Königin ist vom Roß geworfen worden. — Halb betäubt bringt man sie herbei, mehr als ihr Körper scheint ihr Geist erschüttert. Vergebens versucht Prothoe sie zur Flucht zu bewegen, als die Griechen herandrängen. Achilles ist an ihrer Spitze und er nimmt die Königin und ihre Gefährtinnen gefangen. Penthesilea ist in Ohnmacht gesunken, und Prothoe fleht den Achilles an, ihr beim Erwachen nicht gleich die vernichtende Wirklichkeit ihrer Gefangenschaft zu zeigen, und Achilles sagt alles zu, denn nun, da er sie besiegt hat, erkennt er plötzlich, daß er sie liebt. So kann sich die Erwachende in den Wahn wiegen, sie habe gesiegt, und Achill sei ihr Gefangener. Und nun erkennt und bekennt auch Penthesilea, daß die Leidenschaft, mit der sie Achilles im Felde suchte, Liebe war. Und sie enthüllt ihm nun das Geheimnis der Amazonen: dieser Frauenstaat sendet in gewissen Zeiträumen seine Kriegerinnen ins Feld, damit sie auf dem Schlachtfeld Gefangene erbeuten, die daheim beim Rosenfest mit ihnen vermählt werden, um dann nach der Geburt der Kinder in die Heimat zurückzukehren. Und so hofft auch Penthesilea den Achill mit sich zu führen.

Aber bald genug naht die furchtbare Aufklärung. Die Amazonen drängen wieder heran, um ihre Königin zu befreien, und nun erhebt sich Achill zu furchtbarer Abwehr, denn er will die Königin in seine Heimat führen. Entsetzt erkennt Penthesilea, daß sie getäuscht und in Wirklichkeit

seine Gefangene war. Die Amazonen brechen herein und vertreiben die Griechen. Penthesilea ist befreit, aber sie rast in Verzweiflung, und da nun ein Herold des Achilles naht, um sie noch einmal zum Kampf herauszufordern, da bricht ihre Leidenschaft in wilden Wahnsinn aus und in höchster Wut befiehlt sie Hunde, Elefanten und Fackelbrände herbei, um gegen ihn zu ziehen.

Achilles hat indessen gar nicht an wirklichen Kampf gedacht. Da er seine Siegerkraft schon erprobt hat, will er sich nun der Amazone freiwillig gefangen geben, um ihr für eine Zeit zu folgen. Vergebens reden die anderen Griechenfürsten zur Vernunft. Vergebens warnt der entsetzt zurückkehrende Herold. Achill ist voll Zuversicht auf die Liebe der Penthesilea und so geht er waffenlos ihr entgegen. Aber die Wahnsinnige rast mit ihrem ganzen Troß heran, sie schießt ihm einen Pfeil durch den Hals, sie wirft sich mit allen Hunden über ihn und zerreißt selbst seinen Leichnam.

Langsam, aus tiefer Umnachtung kommt Penthesilea wieder zu sich, aber als sie erkennt, was Entsetzliches ihre zum Wahnsinn verkehrte Liebe angerichtet hat, da tötet sie sich selbst — nicht mit äußeren Waffen. Das klare Gefühl des Schrecklichen, was geschehen, härtet sie in ihrem Bewußtsein wie ein Dolch: „Und diesem Dolch jetzt reich ich meine Brust.“ So stirbt sie und Prothoe, die liebevolle Getreue spricht über ihrer Leiche:

„Sie sank, weil sie zu stolz und kräftig blühte,
die abgestorbne Eiche steht im Sturm,
doch die gesunde stürzt er schmetternd nieder,
weil er in ihre Krone greifen kann.“

Kleists Penthesilea ist in der deutschen Dichtung und vielleicht in der ganzen dramatischen Weltliteratur ein einziges Werk, denn kaum irgendwo sonst hat sich höchste Leidenschaft so völlig und fortreißend zu gestalten vermocht, ist das Verhängnis der Liebeskraft so bis in seine letzten tragischen Konsequenzen verfolgt worden. In Individuen von höchster Kraft und höchstem Stolz ist das Gefühl der Liebe, das unser Ich mit Selbstaufgabe um eines andern willen bedroht, stets dem Haß gefährlich verwandt und vermag gerade in seiner höchsten Anspannung auf Augenblicke völlig in jenes Extrem umzuschlagen. Uns mit dem Gefühl jener höchsten Spannung zu erfüllen ist aber Kleist hier in unerhört genialer Weise gelungen. Der Tumult seiner gewaltigen Bilder, der Aufruhr, der ineinander hetzenden, in kleinen Satzsplittern sich verwirrenden Gespräche, die lang hinrollende Wucht mächtiger Perioden und Berichte — all das treibt unser Blut in jenen Takt, der uns fähig macht so Ungeheures mitzuerleben. Und auf solchem sprachlichen Grunde erhebt sich der Wunderbau eines Dramas, das keine Akteinteilung und keinen Szenenwechsel kennt, weil es gleichgültig gegen alles Äußere dahinrast — auf dem Schauplatz einer Seele, die an ihrer eigenen Leidenschaft verbrennt und unser tiefstes Gefühl mitreißt in ihren Untergang.



Das Käthchen von Heilbronn
oder
Die Feuerprobe
Ein großes historisches Ritterschauspiel

Personen:

Der Kaiser.
Gebhardt, Erzbischof von Worms.
Friedrich Wetter, Graf vom Strahl.
Gräfin Helena, seine Mutter.
Eleonore, ihre Nichte.
Ritter Flammberg, des Grafen Vasall.
Gottschalk, sein Knecht.
Brigitte, Haushälterin im gräflichen Schloß.
Kunigunde von Thurneck.
Rosalie, ihre Kammerzofe.
Theobald Friedeborn, Waffenschmied aus Heilbronn.
Käthchen, seine Tochter.
Gottfried Friedeborn, ihr Bräutigam.
Maximilian, Burggraf von Freiburg.
Georg von Waldstädten, sein Freund.
Der Rheingraf vom Stein, Verlobter Kunigundens.
Friedrich von Herrnstadt, Eginhardt von der Wart } seine Freunde.
Graf Otto von der Flühe, Wenzel von Nachtheim, Hans von Bärenklau } Räte des Kaisers und Richter des heimlichen Gerichtes.
Jakob Pech, ein Gastwirt.
Drei Herren von Thurneck.
Kunigundens alte Tanten.
Ein Köhlerjunge. Ein Nachtwächter. Mehrere Ritter.
Ein Herold. Zwei Köhler. Bedienten. Boten. Häscher.
Knechte und Volk.

Die Handlung spielt in Schwaben.

„Das Käthchen von Heilbronn“ ist ein Ritterschauspiel, fast ein Märchen, doch ganz erfüllt von dem Leben und Treiben des Mittelalters. Schon der erste Auftritt macht uns mit einer für uns besonders phantastischen Einrichtung jener Zeit bekannt: dem Femgericht. — Theobald Friedeborn, ein ehrsamer Waffenschmied aus der Stadt Heilbronn, erhebt vor dem hohen heimlichen Gericht Klage gegen Friedrich Wetter, Grafen vom Strahl, weil er mit Hilfe übermächtiger Kräfte seine Tochter verführt hätte. Nach einem Besuch des Grafen bei ihm sei sie fort — sei ihm verzaubert nachgelaufen. — Der Graf aber erwidert, das Käthchen sei ihm ohn all sein Zutun gefolgt und, als er es bemerkte, habe er dem Vater melden lassen, er solle kommen und es holen. Als der aber schließlich gekommen, habe ihn die Jungfrau angefleht, sie vor ihrem Vater zu schützen. Der Alte habe dann geglaubt, sie sei verhext. Nach dieser Auseinandersetzung lassen die Richter das Käthchen hereinführen. Das Mädchen kann gar nicht fassen, daß der Graf angeklagt ist und fragt bei jeder Frage der Richter erst den Grafen, ob und was er antworten solle. Selber ist es sich unklar darüber, wie es zu seinem Verhalten kam. Es muß eben dem Grafen folgen. Und als der ihm nun mit Ernst befiehlt, zum Vater zurückzukehren, fällt es ohnmächtig nieder. Schließlich wird der Graf freigesprochen und der immer noch empörte Vater wird mit einem Verweis für seine voreilige Anklage entlassen.

Inzwischen haben sich auf der Burg des Grafen wichtige Dinge ereignet. Der Rheingraf Junker vom Stein hat dem Grafen im Auftrage seiner Braut, des Fräuleins Kunigunde von Thurneck, den Krieg erklärt. Diese fordert von dem

Grafen den Wiederankauf einiger Ländereien, die einer ihrer Vorfahren mit dieser Klausel einem Vorfahren des Grafen verkauft hätte.

In einer dunklen Nacht erlöst der Graf im Wald ein Fräulein aus der Haft einiger Ritter, die, wie er später erkennt, der Graf Freiburg und seine Freunde sind. Das erlöste Fräulein ist eben jene Kunigunde, Freifrau von Thurneck. Sie wird vom Grafen zu dessen Burg geleitet, wo sie mit gebührender Achtung empfangen und bewirtet wird. Die plaudersüchtige alte Haushälterin des Grafen erzählt der Kunigunde, daß der Graf vor zwei Jahren, während einer schweren Krankheit eine Vision gehabt hätte: ein Engel habe ihm ein Mädchen gezeigt und gesagt, daß er sich mit dieser Tochter des Kaisers vermählen werde. Das ganze Gesinde glaube, sie, Kunigunde, wäre diese Tochter des Kaisers. Kunigunde ist zwar nur die Urenkelin eines Kaisers aus dem vorigen Jahrhundert, doch ist sie entschlossen, nun den Grafen für sich zu gewinnen, und wie er kommt, entspinnt sich zwischen beiden ein edler Wettstreit: Kunigunde will auf die Papiere, die den Wiederankauf der strittigen Ländereien betreffen, verzichten, der Graf aber weigert sich diese Papiere anzunehmen:

> Tragt eure Sache vor bei Kaiser und bei Reich
> und das Gesetz entscheide, wer sich irrte.

Da zerreißt Kunigunde kurz entschlossen die Verträge!

Diese Szene wirkt sehr auf den Grafen, so sehr, daß er sich entschließt, Kunigunde zur Frau zu nehmen.

Der Graf hat dem Käthchen verboten, weiter in seinem Gefolge zu hausen. Sie will nun zuerst in ein Kloster treten. Doch nach dem Zureden von Vater und Bräutigam, der sich

erbietet, selber den Grafen zu bitten, sie weiter zu dulden, wird sie anderen Sinns. Doch von Müdigkeit überwältigt, sinkt sie zusammen und wird in das Kloster zum Prior Hatto gebracht.

Der Rheingraf Junker vom Stein beschließt aus Zorn über Kunigundens Abfall zum Grafen vom Strahl sie in ihrem Schloß zu überfallen. Er schreibt zwei Briefe: einen an den Prior Hatto, in dem er ihm mitteilt, daß er zur Absolution kommen werde, den anderen an den Burgwart zu Thurneck, der mit ihm unter einer Decke steckt, in dem er diesem mitteilt, daß er in der Nacht um 12 Uhr die Tore des Schlosses geöffnet halten sollte. Aber er vertauscht diese Briefe. Der Prior Hatto schickt das Käthchen mit dem Briefe, in dem der Überfall angezeigt wird, nach Schloß Thurneck, wo sich der Graf Strahl als Gast aufhält.

Der Graf, über ihre abermalige Ankunft empört, will das Käthchen zuerst mit einer Peitsche fortjagen und nimmt den Brief erst nach langem Zureden seines Knechtes Gottschalk in Empfang. Als er nun aber von dem Überfall vernommen hat, schämt er sich seines Zorns und gibt dem Käthchen gute Worte; dann schreitet er aus dem Gemach, um die Burg zu alarmieren. In demselben Augenblick hört man die Sturmhörner des Rheingrafen blasen. In dem nun folgenden Kampf wird das Schloß in Brand gesetzt. Nur mit Mühe retten sich die alten Tanten von Thurneck vor den Flammen. Auch Kunigunde wird erst im letzten Augenblick gerettet. In den Armen des Grafen fällt ihr plötzlich ein, daß sie sein Bild in einem Futteral verloren hat. Trotz allen Zuredens besteht sie darauf, dies Bild haben zu müssen. Da sich kein anderer dazu entschließt, sich noch einmal in die

Flammen zu stürzen, will das Käthchen es holen. Nach langem vergeblichen Suchen scheint sie es gefunden zu haben. Doch bevor Käthchen nach unten gelangt ist, stürzt das Gebäude zusammen. Alle schreien auf. Da steht das Käthchen im Dunklen plötzlich da, von einem Cherub wunderbar beschützt. Niemand bemerkt es. Unter der Asche sucht und findet man es munter und unversehrt. Aber für ihre Mühe erhält sie von Kunigunde schlechte Belohnung. Sie wird geschlagen, weil sie das Pappfutteral nicht mitgebracht hat, auf das Kunigunde besonderen Wert legt.

Trotz des Brandes der Burg muß der Rheingraf geschlagen das Feld räumen. Auf der Verfolgung versucht das Käthchen vergebens zum Grafen zu gelangen. Es hat das Futteral noch in der Asche gefunden und gibt es dem alten Gottschalk, der entdeckt, daß der Schenkungsvertrag des Grafen im Futteral steckte. Darum war es Kunigunden so wichtig!

Ein paar Tage später schläft das Kind wieder unter seinem Holunderstrauch. Der Graf tritt zu ihm und im Traum erzählt es ihm den Grund, weswegen es ihm immer nachläuft: Vor zwei Jahren in der Silvesternacht, zur selben Zeit, als der Graf todkrank in seiner Burg lag, war ihr von der alten Magd Marianne aus gegossenem Blei prophezeit worden, es würde einen Ritter zum Manne bekommen. Und als es darum gebeten hätte, daß der Ritter, den es heiraten sollte, sich ihr im Traume zeige, sei er, der Graf, von einem Engel geleitet, ihr erschienen. Da fällt dem Grafen sein eignes Erlebnis im Fiebertraum ein und nun glaubt er wegen des Zusammenpassens und Ergänzens seiner Vision durch den Traum Käthchens beinahe, daß das Käthchen eine Kaiserstochter und ihm bestimmt sei.

Um diese rätselhafte Angelegenheit aufzuklären, läßt er das Mädchen auf das Schloß kommen.

Kunigunde pflegt in eine Grotte zum Baden zu gehen. Eines Tages trifft das Käthchen, das in einer Kammer der Grotte gebadet hat, die badende Kunigunde. Eilends stürzt es heraus zu Eleonore, der Nichte der alten Gräfin. Es hat etwas Furchtbares erlebt, das es aber nicht über die Lippen bringt. Kunigunde dagegen, die sich bei etwas vorläufig noch Rätselhaftem ertappt weiß, gibt ihrer Zofe Rosalie einen Trank, um Käthchen zu ermorden. Sie will den Koch bestechen, das Käthchen zu töten. Doch dieser erzählt es weiter. Später erst erfahren wir aus dem Munde des Grafen Freiburg, der damals Kunigunde gefangen nahm, weil er — ursprünglich auch von ihr umgarnt — hinter ihre Schliche gekommen war, was denn das Käthchen so Vernichtendes für Kunigunde entdeckt hat:

„Sie ist eine mosaische Arbeit, aus allen drei Reichen der Natur zusammengesetzt. Ihre Zähne gehören einem Mädchen aus München, ihre Haare sind aus Frankreich verschrieben, ihrer Wangen Gesundheit kommt aus den Bergwerken in Ungarn, und den Wuchs, den ihr an ihr bewundert, hat sie einem Hemde zu danken, das ihr der Schmied aus schwedischem Eisen verfertigt hat."

Inzwischen prüft der Graf alle Kirchenbücher, um etwas über das Käthchen zu erfahren. Er gelangt zu dem festen Schluß, daß Käthchen eine Tochter des Kaisers sei. Der Kaiser will ihn zuerst, als er diesem seine Vermutung mitteilt, als Verräter brandmarken. Aber im Zweikampf mit dem alten Waffenschmied Theobald, der den Grafen als Heuchler und Verführer herausgefordert hat, siegt Strahl durch den bloßen Blick seines Auges. Sein Recht wird offen=

bar. Da muß auch der Kaiser sich an ein Erlebnis in Heilbronn erinnern, das er vor alten Zeiten hatte, und nach dem das Käthchen doch wohl seine Tochter sein könnte.

Zu früher Morgenstunde überrascht der Graf Kunigunde. Er hat von ihrem Anschlag auf Käthchen gehört, verstellt sich aber. Er erzählt, daß das Käthchen beigesetzt sei, und daß er morgen Hochzeit halten wolle. Kunigunde ist überzeugt, daß der Graf alles weiß; Rosalie sucht sie zu beruhigen.

Der Kaiser teilt nun dem Grafen folgendes mit:

„Das Käthchen ist nicht mehr des Theobalds,
des Waffenschmieds, der sie mir abgetreten,
das Käthchen fürderhin ist meine Tochter,
Und Katharina heißt sie jetzt von Schwaben."

Der Graf teilt nun dem Käthchen mit, daß er es liebe. Er bittet das Kind, das von seinem Glück noch nichts weiß, am nächsten Morgen zu seiner Hochzeit ein weißes Prachtgewand anzuziehen. Die Stunde der Hochzeit naht heran. Der Herold verkündet die Namen der Heiratenden: Friedrich Wetter, Graf vom Strahl, vermählt sich mit — — — nicht mit Kunigunde, Freifrau von Thurneck! sondern mit Katharina, Herzogin von Schwaben, der Kaisertochter, dem Käthchen von Heilbronn! Kunigunde und das Käthchen, beide hatten fest geglaubt, daß Kunigunde die Braut werden würde. Um so größer war bei beiden das Erstaunen. Voll Zorn und Entrüstung kehrt Kunigunde dem Schloß den Rücken — als Giftmischerin gebrandmarkt. Das Käthchen, die Tochter des Kaisers wird die frohe und glückliche Gemahlin von Friedrich Wetter, Grafen vom Strahl.

Das Käthchen von Heilbronn, neben dem „Zerbrochenen Krug“ — der unter Goethes Leitung in Weimar durchfiel — das einzige kleistische Werk, das bei seinen Lebzeiten (1810 in Wien) gespielt wurde, ist von einer durchaus unzerstörbaren Beliebtheit beim deutschen Publikum, obwohl es ihm gerade unter den sogenannten Gebildeten nicht an Widersachern fehlt. Besonders moderne Frauen haben viel einzuwenden gegen die allzu demütige Gestalt des kleinen Käthchens, das von dem geliebten Mann schlechthin alles erträgt; und andere, die eine solche Verherrlichung der alles überwindenden Liebe wohl nachzufühlen vermögen, stoßen sich wieder an der Erhöhung des Käthchens zur Kaisertochter, die den reinen Triumph innerer Seelenkräfte durch eine äußerliche Wegräumung der Hindernisse ablöst. (Auch ein so genialer und von so tiefer Bewunderung Kleists erfüllter Beurteiler wie Friedrich Hebbel hat diesen Einwand erhoben.) Ich glaube aber, daß jeglicher Widerspruch verstummt für den, der sich ganz dem innersten Zauber dieses Gedichtes hingibt — und das ist ein Märchenzauber: in dieser Welt ist nichts an vernünftigen bürgerlichen Begriffen zu messen. Hier darf jedes Gefühl grenzenlos sein und ist siegreich, weil es grenzenlos ist; und hier bedeutet „Kaiser sein“ auch kaum einen sozialen Rang, sondern ist nur Ausdruck für höchste Herrlichkeit. Die Kraft der Liebe, die aus einer unverwirrbar reinen Seele hervorbricht und schlechthin alles überwindet, triumphiert in diesem Märchen. — Man muß allerdings zugeben, daß Kleist durch einzelne viel zu realistische vernünftelnde Züge die reine Märchenwirkung gefährdet hat. Daß schließlich nicht ein Wunder, sondern eine Eheirrung des Kaisers das Käthchen zur Kaiserstochter gemacht hat, das fällt aus dem Stil. Und

daß Kunigunde, die ursprünglich eine richtige Märchenhexe, ein Nixenwesen mit einem Fischschwanz sein sollte, nun eine Art Salonintrigantin mit falschen Zähnen und Korsett geworden ist, das stört noch viel mehr. Indessen beweist jede einigermaßen gute Aufführung von neuem, daß diese innigzarte Rittergeschichte so reich an dichterischem Zauber ist, daß das Gefühl der Zuhörer über jeden möglichen Einwand hinweg zum glücklichsten Miterleben bewegt wird.



Die Hermannsschlacht

Ein Drama

Personen:

Hermann, Fürst der Cherusker.
Thusnelda, seine Gemahlin.
Rinold, Adelhart, seine Knaben.
Eginhardt, sein Rat.
Luitgar, Astolf, Winfried, dessen Söhne, seine Hauptleute.
Egbert, ein andrer cheruskischer Anführer.
Gertrud, Bertha, Frauen der Thusnelda.
Marbod, Fürst der Sueven, Verbündeter des Hermann.
Attarin, sein Rat.
Komar, ein suevischer Hauptmann.

Wolf, Fürst der Katten Thuiskomar, Fürst der Sicambrier Dagobert, Fürst der Marsen Selgar, Fürst der Brukterer	Mißvergnügte.
Fust, Fürst der Cimbern Gueltar, Fürst der Nervier Aristan, Fürst der Ubier	Verbündete des Varus.

Quintilius Varus, römischer Feldherr.
Ventidius, Legat von Rom.
Scäpio, sein Geheimschreiber.
Septimius, Crassus, römische Anführer.
Teuthold, ein Waffenschmied.
Childerich, ein Zwingerwärter.
Eine Alraune. Zwei Älteste von Teutoburg. Drei cheruskische Hauptleute. Drei cheruskische Boten.
Feldherren, Hauptleute, Krieger, Volk.

Es ist im Beginn unserer Zeitrechnung, in Germanien. Die Römer stehen im Lande und herrschen durch Heeresmacht und überlegene Staatskunst.

Die deutschen Fürsten sind voll Verzweiflung. „Wir sind verloren! Rom, dieser Riese, wirft auch jetzt uns Deutsche in den Staub."

Der Fürst der Friesen wehrt sich noch, Aristan der Ubier ist abgefallen, andere zerfleischen sich gegenseitig. Hermann, der Cherusker Haupt, allein, er, den die Fürsten als den letzten Pfeiler betrachtet haben, scheint die allgemeine Not zu vergessen und, statt zu kämpfen, spielend im Forst zu jagen. Der Fürsten hilflose Klagen unterbricht Hermann. Ihre Beratung reißt er mit wenigen Worten zu tragischem Ernst. Ohne ihnen seine Pläne zu enthüllen, holt er aus ihnen heraus, was er haben will und verlangt von ihnen den Opfermut, der wagt, Großes zu verlieren, um Größeres zu gewinnen. So ist er unter allen das einzige Genie, weil er über der Sache steht. Er verlangt, daß die Fürsten

„zusammenraffen Weib und Kind
und auf der Weser rechtes Ufer bringen,
verheeren Eure Fluren, Eure Herden.
erschlagen, Eure Plätze niederbrennen . . ."

und als sie ihm entgegnen, das sei ja gerade, was sie in diesem Krieg verteidigen wollen, bricht er ab mit den Worten: „Ich glaubte — Eure Freiheit wär's!" Nur einen hält Hermann für würdig, seinen großen Plan zu kennen, das ist Marbod, der Suevenfürst, mit dem er noch im Kampf ist um die Vorherrschaft in Deutschland. Ihm legt er durch Botschaft klar, wie die Römer ihn gegen Marbod, Marbod

gegen ihn hetzen, jedem die Herrschaft versprechend, um den, der im Kampfe übrig bleibt, leicht zu vernichten. Und so schlägt er ihm vor, daß sie, die Verratenen, nun zu Verrätern werden, und im Sumpf des Teutoburger Waldes vereint die Römer erdrücken. Um keinen Zweifel am selbstlosen Ernst seines Antrags aufkommen zu lassen, erkennt er ihn, Marbod, als den Oberherrn Deutschlands an, dem er freilich seinen Plan zudiktiert:

„Wohlan, in dem Vertrauen itzt, das ich hege,
er, Marbod, werde diesen Plan
nach seiner höhren Weisheit billigen,
nimmt er für mich die Kraft nun des Gesetzes an.
Ihm aber überlaß ich es in Ehrfurcht,
nach dem Entwurf das Seinige zu tun."

Als Boten-Unterpfand für die Wahrheit seiner Worte sendet er seine eigenen Kinder. So gibt er sich in Marbods Hand. Dieser todesmutigen Offenheit steht nun in Hermann die Verschlagenheit zur Seite, die den Lug und Trug der Römer dreifach überbietet. Kein Römer traut ihm solche List zu. Der Legat Ventidius sagt dem Varus:

„Er ist ein Deutscher!
In einem Hämmling, der an der Tiber graset,
ist mehr Lug und Trug, muß ich dir sagen,
als in dem ganzen Volk, dem er gehört."

Und doch gelingt es Hermann, die Römer ganz hinter das Licht zu führen:

„So kann man blondes Haar und blaue Augen haben,
und doch so falsch sein wie ein Punier!"

So geht Hermann mit Rom scheinbar ein Bündnis ein, um es im Augenblick, da er sich mit Marbod vereinigen kann, zu brechen. Hermann führt scheinbar sein Heer den Römern zu, in Wirklichkeit, um sich mit Marbod zu verbinden. Das ahnungslose Heer der Cherusker droht einen Augenblick, ihm die Heeresfolge zu verweigern, da es glaubt, gegen Marbod zu ziehen, weil er so geschickt den Römerhaß im Heere genährt hat. Jede Freveltat der römischen Soldaten bauschte er auf. Germanen in Römertracht läßt er sengen und brennen, und Rettungstaten der Römer verflucht er in tiefstem Herzen, weil ihm nichts Schlimmeres passieren kann als Guttaten seiner Feinde. Ein Hauptmann meldet ihm:

„Drei deiner blühendsten Plätze sind geplündert!"
„Geh, geh Siegrest, spreng aus, es wären sieben!"

Die Schändung der Jungfrau Hally „von einer ganzen Meute geiler Römer" ist dann schließlich der letzte Anstoß zur Empörung. So eilt Hermann in den Teutoburger Wald:

„Jetzt hab ich nichts mehr zu tun!
Germanien lodert!"

Hermann ist von Anfang an klar auf sein Ziel gerichtet. Einen inneren Konflikt gibt es für ihn nicht. Sein Gefühl ist unverwirrbar; die Einseitigkeit beseelt ihn, die allein dem Genie möglich macht, ein einheitliches Ziel zu verfolgen, ohne rechts und links zu sehen. Deswegen quält ihn nie ein Skrupel an der Rechtlichkeit seines Vorgehens.

Aber Hand in Hand mit dieser Handlung geht eine andere, die zwar auch Hermann nach seinem Willen zu lenken versteht, die aber einen inneren Konflikt zeigt, der dem Genie

Hermann erspart geblieben ist. Er knüpft sich an Thusnelda, Hermanns Frau. Die Galanterie und die Kultur Roms machen ihr Eindruck. Der römische Legat Ventidius, der Gesandte des Varus, hat sie nicht kalt gelassen. Sie glaubt seinen Liebesschwüren und folgt nicht gern Hermanns Weisung ihn zu betören. Erstaunt fragt Hermann sie:

„Ich glaub, du bildst dir ein, Ventidius liebt dich,
so was ein Deutscher lieben nennt,
mit Ehrfurcht und mit Sehnsucht, wie ich dich!
Nun, Thuschen, ich versichre dich!
Ich liebe meinen Hund mehr als er dich!"

Hermann zeigt ihr dann den Brief, den Ventidius an Roms Kaiserin geschrieben hat, in dem er ihr die Locke, die er Thusnelda heimlich gestohlen, zuschickt und ihr verspricht, wenn Hermann gefallen sei, die ganzen goldnen Locken Thusneldens ihr zu schicken. Da reut es sie, Hermann um das Leben dieses Menschen gebeten zu haben, da regt sich auch in ihr das Gefühl, von diesen kultivierten, herzlosen Eindringlingen als ein Ding, eine Sache behandelt und erniedrigt zu sein, und bebend verlangt sie von Hermann die Rache an Ventidius für sich. Und grausam rächt sie sich. Während im Walde die Teutoburger Schlacht tobt und Varus, von den Germanen falsch geführt, von der cheruskischen Alraune auf den Todesweg gewiesen, in das ihm aufgestellte Netz läuft, — da bestellt Thusnelda Ventidius in ihren mondbeglänzten Garten. Und er, der kommt und hofft, Thusnelda in der Nacht zu umarmen, wird das Opfer einer hungrigen Bärin, die sie in den Park hineingelassen, dessen Gitter sie verschließt. Den Schlüssel wirft sie fort; aber bei seinem Todesschrei fällt sie in Ohn-

macht, als ob die Wut der Rache doch über die Grenzen ihrer Kraft hinausgegangen wäre.

Varus fällt im Kampf: „da sinkt der Plan, die Welt zu unterjochen", — aber er fällt, würdig seines Gegners, würdig des römischen Staates:

„Rom, wenn du fällst, wie ich, was willst du mehr!"

Dem Sieger Hermann huldigen die Fürsten; auch Marbod, der Sueven Fürst, beugt sich ihm und will Hermann dem Vaterlande als Herrscher geben. Der treulose Fürst der Ubier steht gefangen vor Hermann. „Ihm war Germanien nichts!", aber dieses Germanien will ihn nicht unter seinen Bürgern. Hermann läßt ihn hinwegführen:

„Du bist imstand' und treibst mich in die Enge,
fragst, wo und wann Germanien gewesen. . . . .
Jetzt wirst du
mich schnell begreifen, wie ich es gemeint:
Führt ihn hinweg und werft das Haupt ihm nieder!"

Hermann geht mit den Fürsten in den Hain der Eichen, um zu danken:

„Uns bleibt der Rhein noch schleunig zu ereilen
und dann — — nach Rom selbst mutig aufzubrechen!
Wir oder unsre Enkel, meine Brüder!
Denn eh doch, seh ich ein, erschwingt der Kreis
der Welt vor dieser Mordbrut keine Ruhe,
als bis das Raubnest ganz zerstört
und nichts als eine schwarze Fahne
von seinem öden Trümmerhaufen weht!"

Die Not, in der Preußen-Deutschland sich nach den Napoleonischen Kriegen 1807 befand, ist die Veranlassung zu dieser Dichtung geworden. Diese Not führt uns Kleist

unter dem Bilde des altgermanischen Kampfes vor. Der Überheblichkeit der römisch-französischen Sieger steht die Idee der Freiheit gegenüber, dem Unmaß und der Habgier die Würde und die Persönlichkeit des deutschen Volkes.

Aber Kleists „Hermannschlacht" wird wohl für immer das größte Beispiel dafür bleiben, wie eine politische Tendenzdichtung aussieht, wenn sie von der Hand eines großen Dichters geformt ist. Denn freilich galt es hier mit wildester Parteigängerschaft für eine nationale Sache aufzurufen. Und die Empörung gegen die Unterdrücker des eigenen Volkes spricht wahrlich laut genug in diesem Gedicht. Den Menschen der ganzen zielklaren sachlichen Energie, der alle Verwirrungsgefühle meistert, seine Idealgestalt, den großen Meister der Wirklichkeit — den genialen Politiker — ihn hat Kleist im Hermann so ungeheuer lebendig geschaut, daß die Gestalt Hermanns völlig wie eine Prophetie auf Bismarck wirkt, der, etliche Jahre nach der Entstehung dieses Dramas geboren, als Staatsmann wie als Privater in hundert Zügen diesem Hermann gleichen sollte. — Aber die Phantasie dieses Dichters ist auch viel zu mächtig, um irgendein menschliches Wesen nicht zu erfassen, und so sind hier die Feinde der Deutschen nichts weniger als Zerrbilder; Worte tiefsten Gefühls, höchsten Stolzes leiht der Dichter diesen Römern. Und wenn sie fallen, so gehen sie doch für eine Sache unter, die ihnen groß und gerecht und auch uns nicht gering scheinen darf. Auf diese Weise aber erhält das Drama jenes Gleichgewicht der kämpfenden Parteien, dem allein seine tiefste Kraft, die tragische, entwachsen kann. — Und so ist aus einem Tendenzstück eine große unsterbliche Dichtung geworden.

Prinz Friedrich von Homburg

Ein Schauspiel

Personen:

Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg.
Die Kurfürstin.
Prinzessin Natalie von Oranien, seine Nichte, Chef eines Dragonerregiments.
Feldmarschall Dörfling.
Prinz Friedrich Arthur von Homburg, General der Reiterei.
Obrist Kottwitz, vom Regiment der Prinzessin von Oranien.
Hennings, Graf Truchß – Obersten der Infanterie.
Graf Hohenzollern, von der Suite des Kurfürsten.
Rittmeister von der Golz.
Graf Georg von Sparren, Stranz, Siegfried von Mörner, Graf Reuß – Rittmeister.
Ein Wachtmeister.
Offiziere. Korporale und Reiter. Hofkavaliere. Hofdamen. Pagen. Heiducken. Bedienten. Volk jedes Alters und Geschlechts.

Die historische Grundlage zu dem „Prinzen von Homburg“ bildet der Einfall der Schweden in die Mark Brandenburg im Jahre 1675. Die Schweden hatten seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges noch nicht die Hoffnung, in Deutschland festen Fuß zu fassen, aufgegeben, und die Abwesenheit des Großen Kurfürsten aus seinem Lande — er hatte gegen den König von Frankreich, Ludwig den XIV., in Franken im Felde zu stehen — benutzt, um sich längs der unteren Havel, zwischen Brandenburg und Havelberg, aufzustellen. Derfflinger trennte bei Rathenow die beiden schwedischen Generale, die Brüder Wrangel, die Hauptmacht wurde bei Fehrbellin vom Kurfürsten geschlagen, unter wesentlicher Mitwirkung des Prinzen Friedrich von Hessen-Homburg, „des Landgrafen mit dem silbernen Bein“, — den seine Reiter vergötterten. Aus Berichten, die dem Prinzen eine gewisse Eigenwilligkeit nachsagen, und aus einem der Reiterei gemachten Vorwurf, den Sieg nicht genügend ausgenutzt zu haben, hat sich die Sage gebildet, daß der Prinz gegen den Befehl des Kurfürsten die Schweden angegriffen und erst nach großen Gefahren für Heer und Land den Sieg erfochten habe. Demzufolge aber habe der Kurfürst ihm gesagt, er sei eigentlich für diesen Sieg des Todes schuldig, aber er wolle nicht den Glanz eines so glücklichen Tages verdunkeln, indem er das Blut des Prinzen vergösse, der ihm zum Siege verholfen habe.

Diese Tatsachen und Legenden werden bei Kleist zu einem Kampf um die Einordnung des Ichs in die Bindung des Staates, die Unterordnung des individuellen Willens unter die aufbauende Kraft des Gemeinwesens. — Der Prinz von Homburg wird ein junger, überschäumender Held, des

Geist und Sinn auf Liebe und Lorbeer gerichtet ist. Die erste Szene spielt vor der Entscheidungsschlacht. In Fehrbellin, im Hauptquartier, lockt der Mond den schlafwandelnden Prinzen, den Anführer der Reiterei, in den Garten des Schlosses. Im Traum flicht er sich einen Lorbeerkranz und enthüllt seinen Ehrgeiz und auch seine Liebe zu der Prinzessin-Nichte Natalie dem herbeigerufenen Kurfürsten. Die gütige Überlegenheit des Fürsten erkennt und billigt die Träume und verleiht ihnen durch sein Eingreifen Leben. Er nimmt den Lorbeerkranz, den er mit seiner Halskette umschlingt, aus der Hand des Prinzen und reicht ihm Natalie, die vor dem nach ihr greifenden Prinzen zurückweicht. Ein Handschuh der Prinzessin bleibt als reales Unterpfand des Traumspiels in seiner Hand, während die zurasselnde Tür den Prinzen von den andern trennt. Des Prinzen Freund, Graf Hohenzollern, weckt den Schlafwandler. Er hält alles für einen Traum, nur verwirrt ihn der Handschuh in seiner Hand. So sehr, daß er auch im folgenden, als der Feldmarschall Dörfling im Saal den Offizieren den Schlachtentwurf des Kurfürsten diktiert, nichts von dessen Worten vernimmt. Da die Kurfürstin und die Prinzessin Natalie zugegen sind, um der Sicherheit wegen nach einem vom Schlachtfeld abgelegenen Ort gebracht zu werden, und Natalie beim Aufbruch ihren Handschuh vermißt, entdeckt der Prinz, daß es der von der Prinzessin vermißte Handschuh ist, der in seinem Besitze ist. Er bringt ihn der Prinzessin und „wie vom Blitz getroffen“ hört er von dem ganzen Schlachtplan nur das eine Wort, das der Stimmung seines Herzens entspricht: „dann wird er die Fanfare blasen lassen“. Der Kurfürst ermahnt ihn zur Ruhe, damit er ihm nicht, wie jüngst am Rhein wieder

zwei Siege verscherzt. Doch der Prinz fühlt von der Verantwortung, die auf ihm liegt, nichts. Er fühlt nur eins:

„Du hast mir, Glück, die Locken schon gestreift,
ein Pfand schon warfst du, im Vorüberschweben,
aus deinem Füllhorn lächelnd mir herab.
Heut, Kind der Götter, such ich, Flüchtiges,
ich hasche dich im Feld der Schlacht und stürze
ganz deinen Segen mir zu Füßen um."

Der Schlachtplan des Kurfürsten ist folgender: Graf Truchß bildet das Zentrum, Oberst Hennings hat den rechten, Homburg den linken Flügel des Heeres. Die Schweden haben den Rhin im Rücken, über den an ihrem linken Flügel drei Brücken führen, hinter dem rechten ist ein Sumpf. Die Schweden müssen verhindert werden, sich über die Brücken zu retten und sich wieder zu sammeln; deshalb soll Hennings den linken Flügel heimlich umgehen, sie von den Brücken abschneiden und bei einem Angriff, den er von hinten, Graf Truchß von vorn ausführt, soll der linke Flügel der Schweden auf den rechten geworfen und beide zusammen durch den dann eingreifenden Prinzen in den Sumpf getrieben werden. Damit also die Schweden sich nicht vorzeitig decken können, ist der Angriff erst auf die ausdrückliche Meldung des Adjudanten zu unternehmen. Auf diese Weise will der Kurfürst nicht nur einen vorübergehenden Sieg, sondern die vollständige Vernichtung der Schweden erreichen. Von diesem wohlausgedachten Plan weiß der Prinz aus den schon ausgeführten Gründen gar nichts. Auch den Bericht von Hohenzollern überhört er am andern Morgen. Seine Fragen im Beginn der Schlacht zeigen, daß er nicht im geringsten im Bilde ist. Aber auch wenn er unterrichtet

wäre, — als er sieht, wie Hennings den Feind umgangen, Wrangel zu wanken beginnt, schwedische Regimenter zu Hilfe eilen und trotzdem Wrangel den Rücken kehrt und die Schanzen räumt, als die ganze Umgebung bereits ruft:

„Triumph, Triumph, der Sieg ist unser!"

da hätte keine Order der Welt den Prinzen zurückgehalten. Da hört er nur das eine Wort:

„Dann wird er die Fanfare blasen lassen!"

Vergebens sprechen ihm der alte Oberst Kottwitz, Golz und Hohenzollern von dem Parolebefehl. Blind mit dem Rufe:

„Ich nehm's auf meine Kappe!"

stürmt er in die Schlacht. Zwei Linien des Feindes durchbricht er, da reißt eine feindliche Feldredoute große Lücken in seine Reiterscharen, er muß Deckung suchen. Plötzlich sieht er im schwedischen Feuer den kurfürstlichen weißen Schimmel stürzen. Er weiß nicht, daß nicht mehr der Kurfürst, sondern der treue Stallmeister Froben ihn reitet und den Opfertod für seinen Herrn erleidet, er weiß nur: hier stirbt mein geliebter Fürst und von Wut und Rache aufs neue entflammt, erstürmt er die schwedische Verschanzung, erbeutet das Lager, vernichtet die Besatzung und vertreibt den Rest bis an den Rhin. Aber die Brücken sind nicht abgebrochen. Die Flüchtigen können sich über den Fluß retten. So ist zwar ein glänzender Sieg errungen, der Vernichtungsplan des Kurfürsten aber mißglückt.

Nach der Schlacht trifft der Prinz die Kurfürstin und Natalie (deren Reisewagen zerbrach) in einem Bauernhause an. Ein Verwundeter brachte ihr eben die falsche Nachricht vom Tode des Kurfürsten, und der Prinzessin, „zum

zweitenmal verwaist", bangt in dieser Welt von Feinden. Da wagt der Prinz das Geständnis seiner Liebe und gewinnt die ihre. In diesem Augenblick bringt Graf Sparren die Nachricht, daß der Kurfürst lebt, daß Froben statt seiner den Tod erlitten. In der Überfülle seines Glückes gewinnt Homburg die Einwilligung der Kurfürstin:

Heut keinem Flehenden auf Erden
antwort' ich: nein! was es auch immer sei;
und dir, du Sieger in der Schlacht, zuletzt!

Der Prinz ist auf dem höchsten Gipfel der Erfüllung: trunkenen Jubels voll, ruft er:

O Cäsar Divus,
Die Leiter setz ich an, an deinen Stern!

Aber jäh, schneidend scharf ertönen die Eingangsworte der nächsten Szene:

„Wer immer auch die Reiterei geführt,
am Tag der Schlacht, und, eh der Obrist Hennings
des Feindes Brücken hat zerstören können,
der ist des Todes schuldig, das erklär' ich
Und vor ein Kriegsgericht bestell' ich ihn!"

So spricht der Kurfürst in Berlin vor der feierlichen Beisetzung der Leiche Frobens. Noch ahnt er nicht, wen er verurteilt; er glaubt, der Prinz habe an der Schlacht nicht teilgenommen, da das Gerücht eine leichte Sturzverletzung zu einem schweren Unfall aufgebauscht hat. Da erscheint siegesstolz der Prinz mit seinen Offizieren und legt die schwedischen Siegestrophäen dem Kurfürsten zu Füßen. Betroffen erfährt der Kurfürst, wer bei Fehrbellin geführt und gebietet:

„Nehmt ihm den Degen ab, er ist gefangen!"

Der Prinz, stolz auf seinen Sieg und voll Verachtung für die bloße Satzung, ist nur von bittrem Trotz erfüllt wider den Kurfürsten:

„Und wenn er mir in diesem Augenblick
wie die Antike starr entgegenkömmt,
tut er mir leid, und ich muß ihn bedauern!"

Einige Zeit ist vergangen. Vor dem Kriegsgericht hat zwar der Prinz seinen Fehltritt eingesehen und erkannt, daß der Kurfürst seine Pflicht getan hatte, aber er ist der vollen Begnadigung so sicher, daß auch das Urteil des Kriegsgerichtes, das auf Tod lautet, ihn nicht zu schrecken vermag. Er sieht nur die persönlichen Werte, nicht die sachlichen, die den Kurfürsten dazu zwingen, Gehorsam gegen das Gesetz des Staates zu verlangen. Als nun Hohenzollern ihm erzählt, daß der Kurfürst das Urteil zur Unterschrift verlangt habe, da ist er jäh erschüttert, glaubt aber wieder nur an persönliche Beweggründe, glaubt, daß der Kurfürst ihn weghaben will, um die Prinzessin frei für eine schwedische Werbung zu haben. Er eilt zur Kurfürstin, um ihre Hilfe zu erflehen, er kommt an seinem offenen Grab vorbei. Da bricht er zusammen, denn nun glaubt er an seinen Tod. Hoffnung auf Liebe und Ruhm erlischt. Das einzige ist der Wunsch zu leben:

„O Gottes Welt, o Mutter, ist so schön!
Laß mich nicht, fleh ich, eh die Stunde schlägt,
zu jenen schwarzen Schatten niedersteigen.
Seit ich mein Grab sah, will ich nichts als leben,
und frage nichts mehr, ob es rühmlich sei!"

Natalie eilt zum Kurfürsten, um für Vetter Homburg um Gnade zu flehen — für seinen Fehltritt:

„blond mit blauen Augen.“

Da macht der Kurfürst, erschreckt über den Zusammenbruch des Prinzen und willens ihn zu heilen, Homburg zum eigenen Richter über seine Tat:

„Wenn er den Spruch für ungerecht kann halten,
kassier ich die Artikel: er ist frei!“

Diesen Bescheid bringt Natalie dem Prinzen. Aber durch die Worte des Kurfürsten erwacht in Homburg das Gefühl der bewußten Verantwortung für seine Tat und er schreibt dem Kurfürsten, daß er sich dem Gesetz ergeben will:

„Ich will den Tod, der mir erkannt, erdulden.“

Die Liebe der Prinzessin aber hat inzwischen ein Vorgehen eingeleitet, das der Willkürlichkeit des Prinzen gleichkommt und die daraus entstehenden Gefahren deutlicher zu machen vermag. Eine von Kottwitz verfaßte und von ihr unterschriebene Bittschrift zugunsten des Prinzen will sie auch den Offizieren anderer Reiterregimenter vorlegen und läßt deswegen, einen Befehl des Kurfürsten fälschend, Kottwitz mit seinem Regiment aus Arnstein, wo er im Quartier liegt, nach Fehrbellin kommen. Dörfling spricht von „Rebellion“, Unruhe ist im Schloß und auf den Straßen. Doch der Kurfürst schlägt nicht Lärm:

„Weil's Hans Kottwitz aus der Priegnitz ist,
so will ich mich auf märk'sche Weise fassen.“

Während er die erregten Bittsteller zu sprechen begehrt, empfängt er das Schreiben des Prinzen und weil nun der erkannt hat:

„Das Kriegsgesetz soll herrschen",

so können es „die lieblichen Gefühle auch". Die Begnadigung des Prinzen ist beschlossen, aber mit väterlicher Überlegenheit verbirgt er Kottwitz seine Absicht, läßt ihn glauben, er habe ihn wirklich kommandiert, um dem Obristen Homburg die letzten Ehren zu erweisen. Er hört zu, wie Kottwitz menschlich und militärisch den Prinzen zu rechtfertigen sucht. Und auch die zweite Bittschrift von Hohenzollern hört er sich an, der dem Kurfürsten die Verantwortung der Tat zuschreibt, da er den schlafwandelnden Prinzen durch das Spiel mit Kranz und Kette unfähig gemacht habe, der Paroleausgabe zu folgen. In diesem Augenblick kommt der Prinz. Der Kurfürst übergibt ihm das Blatt. Der Prinz von Homburg dankt seinen Kameraden, aber:

„Ruhig, es ist mein unbeugsamer Wille,
ich will das heilige Gesetz des Kriegs,
das ich verletzt im Angesicht des Heers,
durch einen freien Tod verherrlichen."

Nur eine Bitte legt er dem Kurfürsten zu Füßen: Nicht den Frieden mit der Hand Nataliens von dem Schweden zu erkaufen.

„Mit Kettenkugeln schreib die Antwort ihm."

Er geht in sein Gefängnis zurück, vorüber an Natalie, der er den Abschied versagt, um nicht weich zu werden. Da wendet sich der Kurfürst an die gedrückten traurigen Offiziere:

„Ja, urteilt selbst, Ihr Herrn! Der Prinz von Homburg hat im verflossenen Jahr durch Trotz und Leichtsinn

um zwei der schönsten Siege mich gebracht;
den dritten auch hat er mir schwer gekränkt.
Die Schule dieser Tage durchgegangen,
wollt ihr's zum vierten Male mit ihm wagen?"

Er zerreißt das Todesurteil und führt die jubelnden Offiziere in den Schloßpark.

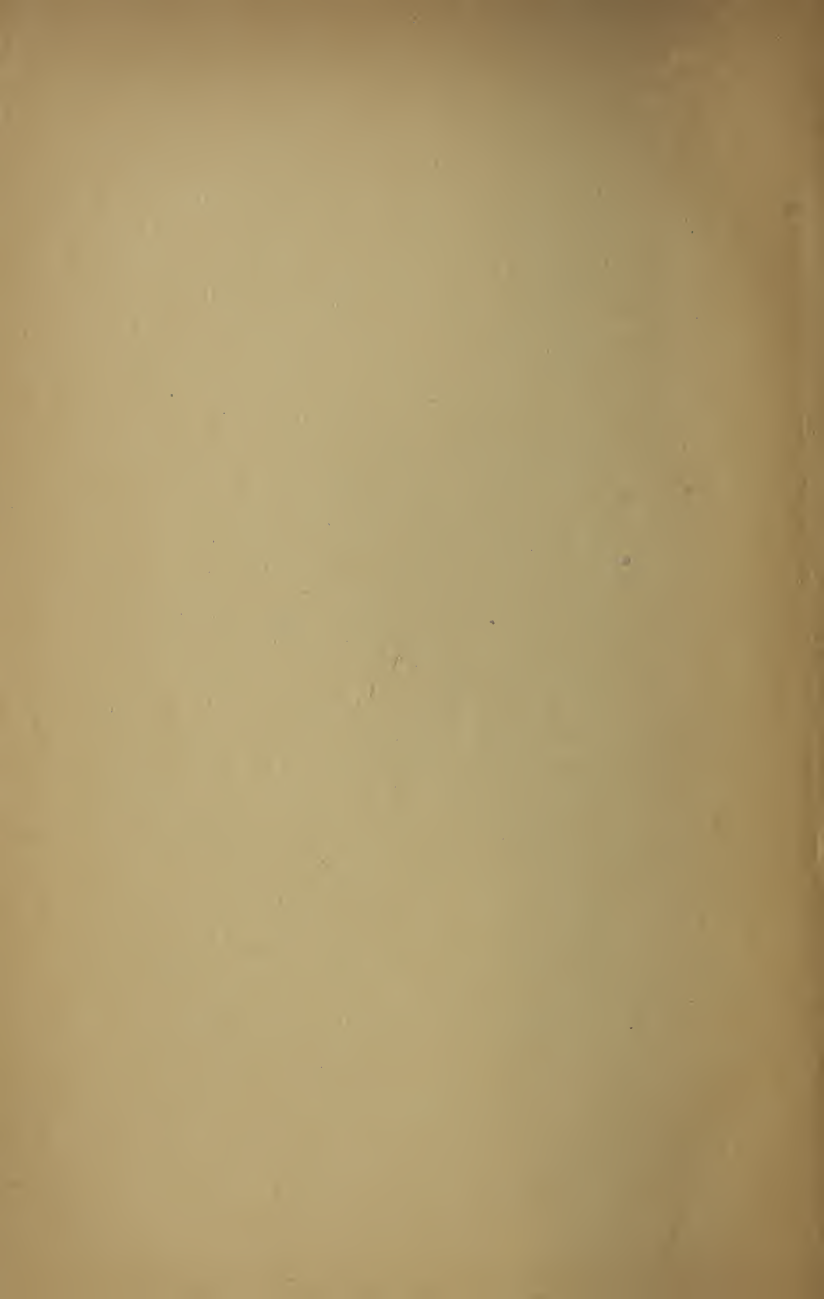
Wieder ist es Nacht. Mit verbundenen Augen wird der Prinz hineingeführt, wie er glaubt, dem Tode entgegen. Da erscheint der Kurfürst, wie im ersten Auftritt. Die Binde fällt, die Prinzessin setzt den Kranz dem Prinzen aufs Haupt, hängt ihm die Kette um und drückt seine Hand an ihr Herz. Kanonendonner weckt den Prinzen aus einer tiefen Ohnmacht. Das Schloß erleuchtet sich, Heilrufe huldigen dem Sieger in der Schlacht bei Fehrbellin, alle sind voll von Verlangen, wieder Leib und Leben für das Vaterland einzusetzen:

„Ins Feld, ins Feld, zur Schlacht! Zum Sieg, zum Sieg!
In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!"

„Der Prinz von Homburg" ist in jedem Sinne Kleists höchstes Werk. Ehe er mit seiner körperlichen Existenz den Stimmen romantischen Rausches erlag, die ihn zum Tode lockten, hat hier sein Geist das Bild der inneren Kraft errichtet, die den Menschen aus Rausch und Traum zu Wirklichkeit und Tat führt und aus einem eitel-selbstischen Heldentum ein wahres Heldentum sachlicher Hingabe, selbstaufopfernder Pflicht entstehen läßt. — Die Kunst Kleists, seine Menschen zwischen Verwirrung und Fassung hinzuführen, uns Hörer in einem Wirbel zersplitterter Satzteile untertauchen zu lassen und auf der Welle einer mächtig

gefügten Periode wieder emporzuheben, erreicht hier den Höhepunkt. Den Höhepunkt aber auch die dramatische Meisterschaft, die in jeder Szene mit wunderbarer Klarheit die inneren Gegensätze ordnet und so tief erhellende Nebenhandlungen erfindet, wie die von dem Offizier, der auf dem Schlachtfeld dem parolewidrigen Angriffsbefehl des Prinzen zu widersprechen wagt, oder von der Natalie, die durch ihre gefälschte Order den Fehler des Prinzen noch überbietet. Vor allem aber triumphiert hier Kleists Gabe der Menschendarstellung: der weißhaarig leidenschaftliche, kindlich-kluge, polternd-gütige, alte Kottwitz ist ebenso vollendet, wie die göttlich-heitere, überlegene Ruhe, Kraft und Güte atmende Gestalt des Kurfürsten. Der bringt die ordnenden Kräfte innerster Gefaßtheit, die Kleist am tiefsten verehrte, zu allervollkommenster Darstellung. — Dies große, in jeder Zeile von reifem Leben erfüllte Meisterwerk ist lange auf den Theatern verfemt gewesen, weil die alten Traditionen des Schwertadels jene Szene unmöglich fanden, in der des Prinzen verstörte Seele durch pure Todesangst zu höherem Heldentum geläutert wird. Wir wissen heute, daß jene physische Unerschrockenheit, die „Tugend der Athleten", die Kleist so sehr verachtete, wirklich nicht die höchste ist. Und auf dem Wege nach einem Heldentum, das nicht aus Rausch und roher Kraft, sondern aus Einsicht und williger Hingabe besteht, kennen wir heute keinen besseren Führer als den Dichter des „Prinzen von Homburg".





Inhaltsverzeichnis



